

◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Peter Schabe

Auch Denkmale kann man teilen

Arbeit der Deutsch-Polnischen Stiftung
Kulturpflege und Denkmalschutz

3

„Moralische Unruhe“ und „künstlerischer Herbst“

Kultureinrichtungen sind um Vielfalt bemüht

7

Heinz Günther Hüsche

Der Kanzler der Andern

Auch das war Helmut Kohl, für Deutsche im und aus dem Ostblock

10

Jörg Bernhard Bilke

Familiär nicht nur mit polnischen Familiennamen

Der Ostmitteleuropaforscher Johannes Hoffmann wird 80

12

Wolf Oschlies

„Europa erlesen“

Lojze Wieser zum 30-jährigen Jubiläum seines Verlags

13

Ulrich Hutter-Wolandt/Ernst Gierlich

Reformation in vielerlei Form

Die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen schaut nach Osten

15

Markus Bauer

„Freiheit ist kein Freibrief“

Sudetendeutsche Wallfahrt nach Altötting

18

Dieter Göllner

Dampf und Eisen fürs platte Land

Themenwochenende zum „Preußischen Kleinbahngesetz“

19

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Kalina: Meine sieben Leben (*Volker Strebel*)

22

Mein Polen – meine Polen (*Rüdiger Goldmann*)

23

Ein Abend über und mit George Tabori (*Ulrich Schmidt*)

24

Lovis-Corinth-Preis 2018 an Roman Ondak

25

LITERATUR UND KUNST

Susanne Habel

Mehr sehen, als man lesen kann

Ausstellung des Manuskripts „Der Prozess“ von Franz Kafka

26

Michael Schuster, Johannes Rasim

Gerhart Pohls „Fluchtburg“ im Riesengebirge

Hier wurde sein Manuskript zu „Fragolfs Kreuzweg“ gefunden

28

Peter Becher

Hüter der Stimme und des Staunens

Nachruf auf Josef Hrubý

30

KK-NOTIZBUCH

31



Das dynamische Zeitalter, es brach mit der Dampfmaschine an und bricht heutzutage nach allen Seiten aus. Umso wichtiger, sich der Anfänge zu besinnen: die Dampflokomotive 4i „Franzburg“

Bild siehe Seite 19

Auch Denkmale kann man teilen

Erst so und so erst recht wird man ihrer teilhaftig: aus der Arbeit der Deutsch-Polnischen Stiftung Kulturpflege und Denkmalschutz

Der Aufgabe, durch Engagement im Denkmalschutz zur Stärkung der deutsch-polnischen Beziehungen beizutragen, hat sich die Deutsch-Polnische Stiftung Kulturpflege und Denkmalschutz (DPS) verschrieben. Die in Görlitz ansässige Stiftung feiert dieses Jahr ihr zehnjähriges Bestehen. Sie ist ein Beispiel dafür, wie sich unabhängig vom politischen Regierungsalltag deutsch-polnische Zusammenarbeit an der Basis fortentwickelt.



Der Barockaltar in der Zisterzienser-Klosterkirche Paradies verleitet natürlich zum Wortspiel, wäre da nicht die unübersehbar irdische Tüchtigkeit der DPS und der polnischen Partner

Bilder: der Autor

Der DPS ist es zuletzt gelungen, in enger Abstimmung mit den Eigentümern und Restauratoren sowie den Denkmalämtern in Stettin (Szczecin), Grünberg (Zielona Góra) und Allenstein (Olsztyn) die Restaurierung von drei besonders erhaltenen Denkmälern voranzubringen und in einem weiteren Fall erfolgreich abzuschließen.

So konnte mit Hilfe der Stiftung 2016 in der Katholischen Pfarrkirche St. Peter und Paul in Marienfelde (Marianka) die Restaurierung der spätgotischen Wandmalereien fortgeführt werden, über die 2012 erstmals berichtet worden ist (siehe KK 1321, „Heilige erscheinen in neuem Schein“). An der östlichen Innenwand des Chors der stattlichen Backsteinkirche kommen die vormals überfassten Darstellungen „Verkündigung“ und „Christus, Gottvater und Heilige Barbara“ nach ihrer meisterhaften Bearbeitung durch die Restauratorin Dr. Joanna Arszynska aus Thorn (Torun) jetzt wieder voll zur Geltung. Die Kosten dieser Etappe 2016 lagen bei 40 000 Euro, wovon die DPS den weitaus größten Teil getragen hat, finanziert durch eine Zuwendung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) und eine private Spenderin aus Süddeutschland. Die zuständige Kirchengemeinde in Preußisch-Holland (Pastek), das zur Woiwodschaft Ermland–Masuren gehört und unweit Elbing (Elblag) liegt, verzeichnet seit einiger Zeit durch die zunehmende Freilegung und fachmännische Restaurierung der wertvollen Wandmalereien ein stetig wachsendes Besucherinteresse, sogar eine Delegation der internationalen Denkmalorganisation ICOMOS (International Council Of Monuments And Sights) hat sich die Fresken angeschaut. Von einer Etappe der Restaurierung zur andern hat sich die Marienfelder Kirche immer



*Heilige erscheinen
in neuem Schein.
Bescheiden spätgoti-
sche Kostbarkeiten zu
beiden Seiten des ba-
rocken Altars: „Verkün-
digung“ und „Christus,
Gottvater und Heilige
Barbara“*

mehr zu einem kunstgeschichtlichen und denkmalpflegerischen Kleinod entwickelt. Pfarrer Jan Sindrewicz, der sein bayerisch gefärbtes Deutsch aus seiner Zeit im Freistaat noch nicht verlernt hat, und seine Gemeinde sind mächtig stolz darauf.

Nahezu 400 Kilometer westlich von Marienfelde, dessen Kirchengemeinde auch noch die nächsten Jahre auf finanzielle Hilfe zur Fortführung und Fertigstellung der Restaurierungsmaßnahmen angewiesen ist, in dem Dorf Niepölzig (Niepotcko), hat die DPS 2016/17 die Instandsetzung eines Gutshauses, eines der wenigen noch erhaltenen repräsentativen barocken Sichtfachwerkbauten in der Woiwodschaft Westpommern, mitfordern können ist. Seit 2009 kümmert sich der in Stettin ansässige Verein zur Förderung der Papiermühle Berlinchen (Barlinek) um Instandsetzung und Revitalisierung von Gutshaus und Park, die in das landschaftlich reizvolle Plöne-Tal eingebettet sind. Soeben konnten an dem Gutshaus die Aufarbeitung und Wiederherstellung von 22 Fenstern abgeschlossen werden, eine Maßnahme, die die DPS einmal mehr als Maßnahmenträger mit Mitteln der Beauftragten für Kultur und Medien gefördert hat.

Die Geschichte des ehemaligen Rittergutes Niepölzig war über Jahrhunderte mit der Geschichte der für die Neumark wichtigen Geschlechter von Waldow, von Schack, von Enckevort, von Schönig, von Papstein, von Mellentin, von Frankenberg sowie der Familien von Kehler und Tuckermann verbunden.

Das auf einem sandigen Hügel gelegene Gutshaus wurde 1707–1717 von der Familie von Waldow anstelle eines Vorgängerbaues in die heute Form gebracht. Bedeutende bauliche Erweiterungen ließ der vermögende und weltgewandte Hauptmann Johannes von Kehler um 1910 vornehmen. Er engagierte dazu den Architekten Paul Thiersch, der u. a. einen großen Altan an das Gutshaus anbaute und in nächster Nähe ein hochmodernes Speichergebäude schuf, das ebenfalls noch erhalten ist. Paul Thiersch war ein Neffe des bekannten Baumeisters Friedrich von Thiersch, des Erbauers des Justizpalastes in München, und Assistent von Peter Behrens in Düsseldorf wie auch von Bruno Paul in Berlin, zwei ebenfalls großen Architekten ihrer Zeit. Von Kehlern waren gut mit der künstlerisch-intellektuellen Berliner Szene vernetzt, wodurch es ihnen gelang, ihr Niepölziger

Domizil in ein sommerliches Kulturzentrum zu verwandeln, das bekannte Persönlichkeiten aus dem ganzen Kaiserreich anzog. Es weilten dort vor dem Ersten Weltkrieg u. a. der Dichter, Historiker und Übersetzer Friedrich Walter, der Mathematiker Theodor Vahlen, der Schauspieler Heinrich George, der Bildhauer Paul Peterich und die Gebrüder Friderich und Wilhelm Andrae. Die ehrgeizigen Umbaupläne von Kehlers wurden abrupt zunichte gemacht, als der Hauptmann im Ersten Weltkrieg fiel.

Dem Verein zur Förderung der Papiermühle Berlinchen gelang es, das Gutshaus nach 35 Jahren Leerstand mit tatkräftiger finanzieller Unterstützung des polnischen Ministeriums zur Erhaltung des nationalen Erbes etappenweise zu sichern und instand zu setzen. Der Verein, der heute Eigentümer des Anwesens ist, plant im Gutshaus ein Museum, das über das Plöne-Tal informiert, und eine Ausstellung zur Geschichte des ehemaligen Ritterguts Niepölzig. Darüber hinaus möchte er das Gutshaus künftig unter der Bezeichnung „Musik-Gutshaus“ Künstlern und Touristen zur Verfügung stellen.

Die Förderprojekte 2016/2017 Nummer 3 und 4 der DPS sind in der Woiwodschaft Lebus (Lubuskie) verortet und infolge der guten Kontakte der Stiftung zur Leitung des

Woiwodschafts-Denkmalamts in Grünberg (Zielona Góra) und lobenswert fleißiger Zuarbeit der Denkmaleigentümer zustande gekommen. Eines der Lebuser Projekte betraf den spätbarocken Hauptaltar in der ehemaligen Zisterzienser-Klosterkirche Paradies (Goscikowo-Paradyz).

Die DPS hat hier aktuell die dritte Etappe zur Freilegung des bauzeitlich polychromen, reich vergoldeten, aber im 20. Jahrhundert komplett weiß überfassten monumentalen Altars (1736–1739) fördern können. Auch wenn der Altar 2017 dem 280. Jubiläum des Beginns seiner Errichtung entgegenseht, wird die Restaurierung dieses monumentalen Kunstwerks, das die auch in der Klosterkirche im brandenburgischen Neuzelle tätige Bildhauerfamilie Hennevogel und der begnadete schlesische Maler Anton Scheffler erschaffen haben, erst in den nächsten Jahren abgeschlossen werden können. Als dringende Fortführungsmaßnahmen stehen noch die Konservierung und Restaurierung der beiden in ihrer Substanz akut gefährdeten Altargemälde von Scheffler, „Himmelfahrt der seligen Jungfrau Maria“ und „Apotheose des Hl. Martin“, an.

Last but not least verdient es die 2016/2017 mit Förderung der DPS durchgeführte Außen- und Inneninstandsetzung der



Heute braucht ein Gutshaus wie dieses in Niepölzig keinen Gutsherrn mehr, sondern gute Förderer und gut Geförderte, damit daraus wird, was es ausstrahlt: grundsolides Gut



Steinernes Zitat aus Jerusalem, abgewandelt nach Görlitzer Vorbild in Sagan: Heiliggrab-Kapelle

Heiliggrab-Kapelle in Sagan (Zagan), besonders gewürdigt zu werden. Die Deutsch-Polnische Stiftung hat bei diesem dem über 500 Jahre alten Heiligen Grab in Görlitz nachgebildeten Bauwerk – beide Objekte sind solitär errichtet, stehen heute in Verbindung mit einer Friedhofsanlage und gehen auf das Erscheinungsbild der Heiliggrab-Kapelle in Jerusalem bis 1555 zurück – mitgeholfen, Innenraum-Feuchteschäden zu beseitigen und die Außenfassade zu reinigen und zu restaurieren einschließlich Neuverfugung der Natursteinquader. Abgeschlossen wurden die Außenarbeiten an der auf 1598 datierten Heiliggrab-Kapelle in Sagan im Juni 2017.

Beide Projekte, an der Heiliggrab-Kapelle in Sagan und am barocken Hauptaltar in

Paradies, wurden von der Arbeitsgemeinschaft Konsorcjum Monument Service Marcin Kozarzewski, Michałowice und Gorek Restauro Sp. z o.o. Spółka Komandytowa, Warschau, ausgeführt. Die Resultate der von der DPS wiederum als Maßnahmenträger mit Mitteln der Beauftragten für Kultur und Medien und von fachkundiger polnischer Restauratorenhand durchgeführten Arbeiten sind im Winter 2017 im Schloss in Sagan der interessierten Öffentlichkeit vorgestellt worden. Unter den zahlreichen Teilnehmern, die Pfarrer Jarosław Śtós und Bürgermeister Sławomir Kowal als Veranstalter im Festsaal begrüßen konnten, war auch Vizewoiwode Robert Paluch. Die Begegnungen bei der Präsentation der Restaurierungsergebnisse mit Empfang im Schloss wie auch bei dem anschließenden Festmahl, zu dem die Kirchengemeinde als Eigentümer der kostbaren Heiliggrab-Anlage in das Pfarrhaus eingeladen hatte, haben die anwesenden DPS-Vertreter als intensive deutsch-polnische Völkerverständigung erlebt.

So trägt die DPS mit ihren Denkmalinstandsetzungsprojekten in Polen, die ihr vor allem durch die Förderung der Bundesrepublik Deutschland und hier insbesondere seitens der Beauftragten für Kultur und Medien ermöglicht werden, auch in politisch schwierigeren Zeiten zur Stärkung der deutsch-polnischen Beziehungen bei. Die Denkmale mit doppelter Identität, um deren Erhaltung die DPS sich außerdem dank privater Spenden in Polen kümmern kann, sind Bestandteil des europäischen Kulturerbes, das von den Mitgliedsländern der Europäischen Union, allen voran Deutschland, im nächsten Jahr besonders gewürdigt wird. Denn 2018 wird das European Cultural Heritage Year (ECHY) mit zahlreichen Veranstaltungen unter dem Motto „Sharing Heritage – Kulturerbe miteinander teilen“ begangen.

Peter Schabe (DPS – KK)

„Moralische Unruhe“ und „künstlerischer Herbst“

Kultureinrichtungen ostdeutscher und osteuropäischer Observanz sind um Vielfalt bemüht

Gerhart-Hauptmann-Haus Düsseldorf

Das Herbstprogramm des Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Hauses startet am 1. September mit der Eröffnung der deutsch-polnischen Ausstellung „In der Wahrheit leben – Aus der Geschichte von Widerstand und Opposition in den Diktaturen im 20. Jahrhundert“. Die Wanderausstellung der Stiftung Kreisau für Europäische Verständigung aus dem niederschlesischen Kreisau zeigt am Beispiel ausgewählter Biografien oppositionelles, widerständisches Handeln gegen den Nationalsozialismus und in kommunistischen Diktaturen der ostmitteleuropäischen Länder nach dem Zweiten Weltkrieg – in Polen, der Tschechoslowakei, in der DDR.

Ein Schwerpunkt der Präsentation liegt auf dem Widerstand des „Kreisauer Kreises“, einer Gruppe, die sich 1940 um Helmuth James Graf von Moltke und Peter Graf

Yorck von Wartenburg bildete und deren Ziel eine gewaltfreie staatliche und gesellschaftliche Neuordnung für Deutschland nach dem Ende des NS-Regimes war. Die Dokumentarschau wurde in Kooperation mit dem Deutsch-Polnischen Jugendwerk, mit der Kreisau-Initiative und mit dem Keyworker Zentrum Oberkassel plus erstellt und ist bis zum 16. Oktober 2017 zu besichtigen.

Eine ausstellungsbegleitende Veranstaltung findet am 5. September unter dem Motto „Zwischen Begeisterung und Angst. Kinder und Jugendliche in der Zeit des Nationalsozialismus“ statt. Einer Lesung der „Geschichtsschreiber“ folgt ein Gespräch über die Zwiespälte.

Ein musikalischer Höhepunkt im Herbstprogramm des Hauses an der Bismarckstraße ist der Abend des tschechischen Undergrounds am 7. September 2017. J. H.



Der Untergrund leuchtet: der vielseitige tschechische Künstler J. H. Krchovsky (2. v. l.) mit seiner Band

Bild: Gerhart-Hauptmann-Haus

Krchovsky ist das Pseudonym des 1960 in Prag geborenen Schriftstellers, Poeten, Illustrators und Musikers Jirí Hásek. Der gelernte Maurer zählt seit den 1980-er Jahren zu den bedeutendsten Künstlern der alternativen Underground-Szene Tschechiens. Seine Texte wurden in mehrere Sprachen übersetzt und dienen vielen Musikern als Inspiration für ihre Lieder.

Am 19. September ist eine Lesung mit dem Erzähler Jirí Hájícek anberaumt. In der vom Gerhart-Hauptmann-Haus und dem Tschechischen Zentrum Düsseldorf gemeinsam vorbereiteten Veranstaltung wird aus dem tschechischen Roman „Deštová hul“ (Der Regenstab) gelesen. Der Band wurde übrigens zum Buch des Jahres 2016 gewählt und im Frühjahr 2017 mit dem Preis Česká kniha ausgezeichnet. Der aus Südböhmen stammende und mit seiner Heimatregion auch literarisch eng verbundene Autor erzählt eine spannende Geschichte, in der es um Bodenspekulation und betrügerische Machenschaften auf dem Lande geht. Mit diesem Roman beendet der Autor Hájícek seine in loser Folge erschienene „Ländliche Trilogie der moralischen Unruhe“.

Am 20. September treffen sich im Gerhart-Hauptmann-Haus Literaturfreunde zur Veranstaltung „Bücher im Gespräch“. Im Mittelpunkt stehen Fragen rund um Martin Luther und die Reformation sowie eine Auswahl an Neuerscheinungen aus der Bibliothek des Hauses.

Oberschlesisches Landesmuseum Ratingen

Bis zum 29. Oktober ist im Oberschlesischen Landesmuseum Ratingen die Sonderausstellung „Troppau im Jahre Null – Kriegsende 1945 und Neubeginn in Opava“ zu sehen. Die Stunde Null erlebte die tschechische Stadt im Frühjahr 1945, als die Rote Armee im Zuge der Mährisch-Ostrauer Operation sie einnahm und weitgehend zerstörte. In der tschechi-



Troppau im Jahre Null – Kriegsende 1945 und Neubeginn, von dem hier noch nichts zu sehen ist

Bild: aus der Ausstellung

schen Präsentation werden Aspekte rund um die Ereignisse im April 1945 vermittelt. Die Sonderschau wurde durch die OKO-Einrichtung Cesta mesta (Weg einer Stadt) unter der Leitung von František Švábenický realisiert. Die deutschsprachige Präsentation der Ausstellung wird durch den Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds gefördert.

Im OSLM ist weiterhin auch die große Ausstellung „Schlesische Bahnwelten. 175 Jahre Modernität und Mobilität“ zu besichtigen. Präsentations-Schwerpunkte sind die Lok- und Waggontypen der verschiedenen Epochen sowie Bahnmodelle mit schlesischer Relevanz.

Schlesisches Museum zu Görlitz

Die Anfang September im Schlesischen Museum eröffnete Sonderausstellung „Achtung Zug! 175 Jahre Eisenbahn in Schlesien“ ist mehreren Jubiläen gewidmet. So etwa fuhr 1842 die erste Eisenbahn in Schlesien von Breslau nach Ohlau. 1847 wurde Görlitz an das sich rasch entwickelnde Eisenbahnnetz zwischen Schlesien und Sachsen angeschlossen, und 1917 wurde der große Bahnhof eingeweiht.

Die Ausstellung zeigt Meilensteine aus der raschen Entwicklung des Eisenbahnnetzes in Schlesien. Neben Exponaten aus den hauseigenen Sammlungen sind auch Leih-

*Mit der Lok über
Stock und Stein
– ein wenig stolz
darf man schon
sein: der Bau der
Boberbahn von
Hirschberg nach
Löwenberg*

Bild: aus der Ausstellung



gaben zu sehen. Blickfang der Ausstellung ist ein 18 Meter langes Modell der Görlitzer Bahnhofsanlage im Zustand von 1917, das erstmals in voller Größe präsentiert wird.

Zum Rahmenprogramm gehört u. a. der Vortrag von Wilfried Rettig über den „Eisenbahnknoten Görlitz“ (2. September). Der Eisenbahningenieur setzt umfangreiches Bildmaterial ein, um die Entwicklung der Bahnstrecken von Görlitz aus in alle Himmelsrichtungen zu veranschaulichen. Wolf-Dieter Fiedler spricht im Vortrag „Auf den Zug aufspringen! Görlitz wird an das Eisenbahnnetz angeschlossen“ über die Bedeutung der Eisenbahn für Görlitz (6. September). Der Filmproduzent und Eisenbahnfan Frank Buttig von ELCH-MEDIA Berlin zeigt erstmals den Streifen „100 Jahre Bahnhof Görlitz“ (7. September). Ein weiterer ausstellungsbegleitender Programmpunkt ist die Fahrt zur Dampflokparade im Industrie- und Eisenbahnmuseum in Jaworzyna Śląska/Königszelt (9. September).

Eine der größten Sonderveranstaltungen ist die Fotoschau „Von Hirschberg nach Löwenberg – der Bau der Bobertalbahn

1906–1909“. Zu sehen sind historische Aufnahmen aus der Sammlung des Partnermuseums in Hirschberg, des Muzeum Karkonoskie w Jeleniej Górze/ Riesengebirgsmuseum (ab 15. Oktober).

Zum vierten Mal wird zum deutsch-polnischen Wochenende „Landpartie zur Gräfin von Reden. Künstlerischer Herbst in Buchwald“ mit Parkführungen, Musik, Vorträgen, Literatur und Ausstellungen nach Buchwald/Bukowiec eingeladen (16.–17. September). Das Programm wird vom Verband der Riesengebirgsgemeinden (Związek Gmin Karkonoskich), der Kulturreferentin des Museums und dem Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam bestritten. Im Mittelpunkt der Präsentation steht das 180. Jubiläum der Ankunft der Tiroler Glaubensflüchtlinge im Hirschberger Tal. Gräfin Friederike von Reden, Hausherrin auf Schloss Buchwald, hatte sich gegenüber dem preußischen König Friedrich Wilhelm III. dafür stark gemacht, die 416 Protestanten aus dem Zillertal in Erdmannsdorf (Mysłakowice) und Seidorf (Sosnowka) anzusiedeln.

D. G. (KK)

Der Kanzler der Andern

Auch das war Helmut Kohl, und die Deutschen aus den Ländern des Ostblocks werden es nicht vergessen

Altkanzler Helmut Kohl starb am 16. Juni im Alter von 87 Jahren. Die Deutschen, die den Ostblock zwischen 1968 und 1989 verlassen konnten und in der Bundesrepublik eine neue Heimat fanden, aber auch die Deutschen, die danach auswanderten, sowie diejenigen, die dort verblieben sind, bewahren dem verstorbenen deutschen Bundeskanzler ein ehrendes Gedenken und große Dankbarkeit. Dieser Rückblick aus rumäniendeutscher Sicht hat eine gewisse allgemeine Gültigkeit.

Seit dem Ende des letzten Krieges, insbesondere aber in den Jahren 1968 bis 1989, hatte die Bundesrepublik Deutschland daran gearbeitet und Erhebliches dafür getan, den unter dem kommunistischen Regime in Rumänien leidenden Deutschen den Weg in die Freiheit zu bahnen und ihnen zu einer neuen Heimat im freien Teil Deutschlands zu verhelfen. Darüber hinaus war die Bundesrepublik bemüht, die Lebensbedingungen der Deutschen, die in Rumänien verbleiben wollten oder mussten, zu erleichtern. Nach der politischen Wende in Rumänien hielt sie ihre Grenzen für alle offen, die in die Bundesrepublik umsiedeln wollten.

Helmut Kohl hatte an den Bemühungen großen, ja entscheidenden Anteil. Nur wenig ist darüber bekannt geworden, weil die rumänische Regierung strikte Geheimhaltung zur Bedingung gemacht hatte. Einige Fakten kamen erst nach mehr als 30 Jahren an die Öffentlichkeit. Darüber wurde in Filmen, Fernsehsendungen, Zeitungen und Büchern berichtet und geschrieben. Helmut Kohl hat weiterhin geschwiegen. Es lag ihm nicht, sich mit dem zu rühmen, was er für die Banater Schwaben, die Siebenbürger Sachsen, die Sathmarer Schwaben und die Berglanddeutschen politisch geleistet hat.

Helmut Kohl hatte noch vor seiner 1982 beginnenden Kanzlerschaft als Vorsitzender der CDU und als Oppositionsführer im Deutschen Bundestag darauf hingewirkt, die unter Kanzler Kurt Georg Kiesinger



begonnene Aktion unter dem Decknamen „Kanal“ und unter der offiziellen Bezeichnung „Familienzusammenführung Rumänien“ fortzusetzen. Nur wenige Wochen nach dem Beginn seiner Kanzlerschaft ließ er sich umfangreich berichten und griff in den Ablauf der Ereignisse immer wieder gestaltend ein. Er suchte Rat und verständigte sich mit den Entscheidungsträgern, namentlich mit Vizekanzler und Bundesaußenminister Hans Dietrich Genscher, dem Chef des Kanzleramtes Wolfgang Schäuble, mit Innenminister Friedrich Zimmermann, mit seinem Berater Horst Teltschik und ungezählte Male auch mit dem Verhandlungsführer Heinz Günther Hüscher.

Er tat dies in seiner unnachahmlichen direkten und offenen Weise. So entstanden ein vertrauensvolles politisches Klima und eine bemerkenswerte Klarheit für diejenigen, die seine Aufträge auszuführen hatten. In seiner Amtszeit gab es keinerlei Streit darüber, dass den Deutschen in Rumänien nach Kräften geholfen werden sollte. Dem

dienten die diplomatischen und politischen Beziehungen, ganz besonders aber der geheime „Kanal“, über den gut 225 000 Deutschen aus Rumänien Freiheit und Zukunft verschafft wurden.

Bedenkenträgern trat Bundeskanzler Kohl entgegen. Auch er übersah nicht, dass vieles von dem, was Deutsche in Rumänien in Jahrhunderten geschaffen hatten, durch deren Weggang gefährdet war. Ihm war jedoch wichtiger, den Menschen in ihrem eigenen, ganz persönlichen Leben zu helfen. Er suchte nach Möglichkeiten, denen, die freiwillig oder gezwungenermaßen in Rumänien verblieben, Hilfen zukommen zu lassen. Der Verhandlungsführer brauche sich keine Sorge um die Bereitstellung umfangreicher finanzieller Mittel zu machen, ließ er ihn deutlich wissen. Das Geld dazu werde er beschaffen.

Angebotene und geheim zu haltende Vereinbarungen scheiterten zunächst am rüden Nein, das Nicolae Ceausescu anordnete und persönlich aussprach, obwohl auch er die Dramatik der Lage in Rumänien kannte. Er verlangte von seinem eigenen Volk unzumutbare Opfer und ließ es darben. Den Kanzler der Deutschen verdächtigte er, eine internationale Herabwürdigung Rumäniens zu betreiben. Das Gegenteil war der Fall. Als Rumänien seine Zahlungsunfähigkeit erklärte, war es die Bundesrepublik, die sofort politisch und wirtschaftlich half – immer in der Sorge um die Deutschen in Rumänien und in dem



Gestrandet „aus freien Stücken“: Aussiedler aus Rumänien in Nürnberg 1990

Bilder: Wikimedia

Willen, ein für die Ausreiseverhandlungen günstiges Klima zu schaffen, selbst auf die Gefahr hin, das damalige politische System Rumäniens zu stabilisieren.

So wies Helmut Kohl die politische Richtung. Hardlinern, die eine kraftvolle politische und ideologische Auseinandersetzung suchten, folgte er nicht. Alle Maßnahmen sollten so gesteuert werden, dass die Interessen der Deutschen in Rumänien nicht gefährdet wurden, selbst dann nicht, wenn die rumänischen Verhandler neue und oftmals unangemessene Forderungen trotz bestehender Vereinbarungen nachgerade erpresserisch erhoben.

Rumänien sollte „sein Gesicht nicht verlieren“. Obwohl unter den freiheitlichen westlichen Ländern abgesprochen war, den rumänischen Staats- und Parteichef Ceausescu nicht mehr durch hochrangige Besuche aufzuwerten, war Kanzler Kohl zu einer Verletzung der Absprachen und zu einer Reise nach Bukarest bereit, wenn dadurch die Zahl der Ausreisen hätte erhöht und den in Rumänien verbleibenden Deutschen hätte geholfen werden können. Für dieses Ziel riskierte er den Unwillen westlicher Freunde. Aber auch dieser Versuch scheiterte an dem harten Nein des rumänischen Diktators.

Dennoch gab Helmut Kohl nicht nach. Er blieb dabei, nach Kräften für die Rechte und die Hoffnungen der Deutschen in Rumänien einzutreten und darüber hinaus auch der ungarischen Minderheit beizustehen, wofür er von Ungarn gebeten worden war. Als sich 1989 Rumäniens Grenzen öffneten und mehr als 120 000 Deutsche von dort in die Bundesrepublik drängten, waren sie willkommen. Es folgten der Freundschaftsvertrag mit Rumänien – nunmehr mit dem wiedervereinigten Deutschland – und die nun schon Jahrzehnte andauernden deutschen Hilfen. Dank nicht zuletzt der Europapolitik Helmut Kohls sind Deutschland und Rumänien wieder Freunde geworden.

Heinz Günther Hüscher (Banater Post/KK)

Familiär nicht nur mit polnischen Familiennamen

Der Ostmitteleuropaforscher Johannes Hoffmann wird 80

Wer in den fünfziger Jahren die Aufstellungen von Fußballmannschaften im Ruhrgebiet studierte, war immer wieder erstaunt darüber, dass manche der dort aufgeführten Spieler polnische Nachnamen hatten. So gab es in der deutschen Nationalmannschaft, die am 4. Juli 1954 drei Tore gegen Ungarn schoss, einen Anton Turek. Und nach dem Sieg rückten zwei neue Spieler in die Nationalmannschaft auf: der Düsseldorfer Erich Juskowiak und der Wuppertaler Horst Szymaniak. Das alles konnte man sich vage damit erklären, dass mit der Aufteilung Polens zwischen Russland, Österreich-Ungarn und Preußen im 18. Jahrhundert polnische Gebiete von erheblichem Umfang ins Königreich Preußen eingegliedert worden waren und damit 1871 auch ins Deutsche Kaiserreich, deren Bewohner dann ins Ruhrgebiet einwanderten, wo es Arbeit gab.

Wer genauer informiert sein will, der greift zu den beiden umfangreichen Bänden (458 und 500 Seiten) eines „Lexikons der Familiennamen polnischer Herkunft im Ruhrgebiet“, das 2006 und 2010 bei der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund erschienen ist. Herausgeber sind Kazimierz Rymut, Direktor des Instituts für polnische Sprache in Krakau, und Johannes Hoffmann, Leiter der Dortmunder Arbeitsstelle Ostmitteleuropa, der am 9. August seinen 80. Geburtstag feiern konnte. Beide Wissenschaftler haben 30 000 Familiennamen mit polnischen Wurzeln ermittelt, der erste Band wird eingeleitet mit einem Abriss der Geschichte polnischer Einwanderer ins Ruhrgebiet von 1870 bis 1945.

Dass Johannes Hoffmann Schlesier ist, war bei dieser Themenwahl ganz sicher von Bedeutung. Er wurde 1937 in der oberschlesischen Stadt Bad Ziegenhals geboren. Die Familie floh, als die Front 1945

näher rückte, und kehrte nach Einstellung der Kampfhandlungen nach Schlesien zurück. Eine Woche vor Ostern 1946 aber wurden die Hoffmanns aus Bad Ziegenhals vertrieben und fanden ein neues Zuhause im Münsterland. In Dortmund besuchte Johannes Hoffmann von 1949 an das Staatliche Humanistische Gymnasium und bestand dort Ostern 1958 das Abitur. Danach ging er zur Bundeswehr und leistete seinen Wehrdienst ab, ehe er Geschichte, Latein, Geografie, Philosophie und Pädagogik studierte, zunächst in Freiburg/Breisgau, dann an der Freien Universität Berlin und in Münster.

Bis 1972 hat er als Studienrat und Oberstudienrat unterrichtet. Dann aber übernahm er 1973 als wissenschaftlicher Leiter die Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, die 1952, damals unter dem Namen Ostdeutsche Forschungsstelle, gegründet worden war. Dort konnte er eine breitgefächerte Tätigkeit entfalten und, zuletzt als Akademischer Oberrat, bis zum Eintritt in den Ruhestand 2002 eine Reihe wissenschaftlicher Projekte begründen und befördern. Zugleich beteiligte er sich als Mitglied des Kuratoriums der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR an deren Publikationen.

Da er auch die polnische Sprache beherrscht, was bei seinem Fachgebiet unabdingbar ist, sind ihm Forschungsergebnisse zugänglich, die anderen verschlossen sind. Allein die Anzahl der wissenschaftlichen Werke, für die er als Herausgeber verantwortlich war, ist mehr als beachtlich: So sind in den vier Buchreihen nicht weniger als 123 Titel erschienen. Es ist ihm weiterhin gelungen, in Ostmitteleuropa, besonders in Polen, neue Mitarbeiter ausfindig zu machen und sie für die Bearbeitung bestimmter Themen zu gewinnen; das gelang ihm dann auch mit DDR-Historikern wie

Manfred Wille in Magdeburg und Wolfgang Meinicke in Ostberlin.

Ein Höhepunkt in der Editionstätigkeit Johannes Hoffmanns war das bis heute einmalige Standardwerk „Der ungeheure Verlust. Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit“ (1988) des deutsch-amerikanischen Germanisten Louis Ferdinand Helbig, das 1996 in der dritten Auflage erschien. Dieses Buch wie auch die vorausgegangene Aufsatzsammlung „Sie hatten alles verloren. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands“ (1993), herausgegeben von Manfred Wille, Johannes Hoffmann und Wolfgang Meinicke, erschienen im Wiesbadener Harrassowitz-Verlag.

Beim Stöbern im Publikationsverzeichnis der Forschungsstelle findet man auch Bücher, die seltenen Themen gewidmet sind, etwa Hans Pörnbackers „Joseph Freiherr von Eichendorff als Beamter“

(1963). Unter dem Titel „Erlebte Geschichte zwischen Pregel und Rhein“ (1880) hat der Königsberger Journalist Wilhelm Matull seine Lebensgeschichte aufgeschrieben, die Johannes Hoffmann veröffentlicht hat. Kaum jemand weiß noch, dass er auch Verfasser eines Buches über „Ostpreußens Arbeiterbewegung“ (1970) ist. Genannt werden soll auch Ernst-August Brenneisens Autobiografie „Stationen eines Lebens. Ein ostpreußischer Bauer erzählt“ (1992), weil sie Einblicke gibt in eine längst entschwundene Welt.

Um ein derart gewaltiges Buchprogramm zu realisieren, muss man ein großer Anreger sein wie Johannes Hoffmann, der Fachleute anspricht, ihnen Zuspruch und Ratschläge gibt. Es ist ein weiter Weg von der ersten Anregung bis zum fertigen Manuskript und zum gedruckten Buch. Das alles geleistet zu haben über Jahrzehnte, ist das große Verdienst Johannes Hoffmanns.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

„Europa erlesen“

Lojze Wieser zum 30-jährigen Jubiläum seines Verlags



Lojze Wieser: Im dreißigsten Jahr – Weitere Anmerkungen eines Grenzverlegers. Wieser Verlag, Klagenfurt 2017, 404 Seiten, 14,95 Euro

„Barabbas war ein Verleger“, hat Lord Byron einst gestichelt. 1964 prangte das Diktum im Titel der deutschen Ausgabe von William Jovanovichs bissigen Ausführungen über moderne Verleger und ihre Autoren. Dort sah ich es und zitierte es oft im Umgang mit Verlegern. Bis ich 1994 auf der Frankfurter Buchmesse Lojze Wieser kennenlernte, den Ausnahme-Verleger aus Klagenfurt, wo er 1954 zur Welt kam, in Celovec, wie er als Kärntner Slowene lieber sagt. 1994 hat es einen Anschlag auf ihn gegeben, worauf ihm Präsident Václav Havel aus Prag Verbundenheit und Solidarität bekundete. Ich machte damals mit Wieser ein Interview für den Deutschlandfunk (DLF), das er jetzt in seine Auto-, Verlags- und Werkbiographie „Im dreißigsten Jahr“ aufnahm.

1987 gegründet, hat der Wieser Verlag mit seinen ästhetisch und inhaltlich ansprechenden Büchern („für billig gemachte Bücher sind wir zu arm“) eine respektable Leistungsbilanz erarbeitet: Knapp 1000 Bücher mit einer Gesamtauflage von 1,3 Millionen Exemplaren ediert, 22 000 Rezensionen bekommen, 1700 Lesungen und Pressekonferenzen veranstaltet, Präsenz auf 45 Buchmessen etc. Die Bilanz kann beeindrucken, weniger der Ertrag, denn leider „hat jedes von uns verlegte Buch im Schnitt um 800 Euro zu wenig eingebracht“. Schlimmer noch: Boshafte Attacken von Marcel Reich-Ranicki und Hellmuth Karasek im Literarischen Quartett verursachten einen „Schaden von einer Million Schilling“ und brachten den Verlag „an den Rand des Bankrotts“. Im 24. Verlagsjahr musste Wieser Insolvenz anmelden, hatte zum Glück aber Freunde und Förderer an seiner Seite, die ihm mit einer Auffanggesellschaft, Buchpatenschaften und anderen Mitteln aus einer bedrohlichen Lage halfen.

Lojze Wieser, ehemaliger „Marketingchef einer Versicherungsgesellschaft“, nennt schon auf den ersten Seiten, was ihn letztlich motiviert: „Leidenschaft des Büchermachens“, „Stolz auf Erreichtes“ und „Neugier“ auf Kommendes. Mehr oder minder dürfte das auf jeden Verleger zutreffen, aber Wieser ist mit seiner Spezialisierung auf Osteuropa – „Kennzeichen osteuropäischer Literatur ist, dass sie nicht bekannt ist“ – von vielseitigstem „Schlag“. Er gibt auf Foren oder vor Messe-Mikrofonen kundig über Literaturen und Kulturen Auskunft, bezirzt Standbesucher mit slowenischem Prsut (Schinken), Käse und Wein, empfiehlt sich zudem mit der kulinarischen TV-Sendung „Der Geschmack Europas“ als multipler Moderator. Und er ist in seinem verlegerischen Metier von beneidenswertem Einfallsreichtum.

In Europa existieren „gut 400 Sprachen und Kulturen“, von denen die osteuropäischen auf der „dunklen Kehrseite“ liegen.

Vor 100 Jahren sprach in Kärnten jeder Dritte Slowenisch, heute ist es jeder 45. Buchumschläge mit „unaussprechlichen“ diakritischen Zeichen finden nur schwer zu Lesern. 2016 veröffentlichte der Wieser Verlag die Dissertation von Ivo Andric über bosnische Kultur zur Zeit der Türkenherrschaft, 1924 in Graz verfasst, und fragte dann auf Buchmessen nach dem Autor: Acht von zehn Besuchern kannten den Nobelpreisträger von 1961 nicht. Was dem weltbekannten Serben widerfuhr, dürfte dem Sorben Lorenc, dem Kroaten Krleža, dem Tschechen Gruša, dem Albaner Podrimja u. a. erst recht passieren, wären sie bei Wieser nicht gut aufgehoben.

Arrogant oder ignorant mögen andere sein, Wieser wagt mehrbändige Ausgaben der Werke angeblich Unbekannter, weil ihm Kultur die „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ ist. Mittel findet er immer neue, z. B. Reihen, die bereits Kultstatus genießen: ab 1998 die „Wieser Enzyklopädie des Europäischen Ostens“, später „Wieser Taschenbuch“, „Gehört Gelesen“ u. a. Allen voran aber steht seit 1997 „Europa erlesen“ (bis Februar 2017 200 Bände, 10 000 Texte von über 3000 Autoren aus 50 Sprachen), welches Verleger-Kollege Siegfried Unseld als „Mutter aller Reisebücher“ lobte.

Reisebücher? Ich genieße sie als literarische Mini-Enzyklopädien, seit ich 2002 daran beteiligt war, mit der Einführung in 500 Seiten „Terra Bosna“, die 150 Koautoren füllten, von mittelalterlichen Tagebuchautoren bis zum Bremer Hans Koschnik, 1994 bis 1996 EU-Verwalter von Mostar.

Wieser, der laut Eigenaussage alles, was er hatte, in die Bekanntmachung der unbekannteren Literatur „geschmissen“ hat, sieht seine Zukunft gelassen, die des Buchwesens besorgt: „Das, was wir durchmachten, ist für uns Vergangenheit, kann aber schon bald Zukunft für die Branche sein. Der Gebrauchswert der Literatur ist in seine letzte Phase eingetreten.“

Wolf Oschlies (KK)

Reformation in vielerlei Form

Die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen hält Ausschau nach Osten

Den ersten Vortragsnachmittag im Göttinger Collegium Albertinum eröffnete nach einem Grußwort des Hausherrn Professor Dr. Jürgen Bloech der Ehrenvorsitzende der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Hans-Günther Parplies, dessen Initiative die Vortragsreihe zu verdanken ist.

Martin Luthers berühmter Thesenanschlag von 1517 markiert den Beginn der Reformation – ein Ereignis, das in seinen Auswirkungen auf Politik, Religion, Kultur und Gesellschaft weltgeschichtliche Bedeutung erlangte. Mit einer Vielzahl kirchlicher, staatlicher und kultureller Projekte werden im Jahr 2017 in Deutschland die verschiedenen Bedeutungsebenen

der Reformation beleuchtet. Was hierbei jedoch in den Hintergrund zu treten droht, ist die Entwicklung der Reformation in den innerhalb und außerhalb der damaligen Reichsgrenzen gelegenen Landschaften des historischen deutschen Ostens, Regionen, die Wesentliches zum Durchbruch der reformatorischen Ideen beigetragen haben.

Diese von fachkundiger Seite zu betrachten ist die Intention zweier von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen gemeinsam mit dem Collegium Albertinum in Göttingen und dem BdV-Landesverband Niedersachsen e. V. durchgeführter Vortragsveranstaltungen. Behandelt werden – nachdem im vergangenen Jahr bereits



Ikone der Reformation im Osten: der Croy-Teppich, nach einem Entwurf von Peter Heymans in Stettin hergestellt. Die Familien der sächsischen und pommerschen Herzöge lauschen einer Predigt Martin Luthers. Rechts hinter den Pommern steht Johannes Bugenhagen, links hinter den Sachsen Philipp Melanchthon.

Bild: aus der OKR-Ausstellung „Im Dienste der Menschheit

Ostpreußen thematisiert wurde – Pommern, Schlesien, die Böhmisches Länder und Siebenbürgen, mithin Regionen, die in je eigener Weise von reformatorischen Bestrebungen ergriffen und geprägt wurden.

Den ersten Vortragsnachmittag im Göttinger Collegium Albertinum gestaltete Pfarrer Mag. theol. Ulrich Hutter-Wolandt aus Berlin mit Vorträgen über die Reformation in Pommern und in Schlesien. Der Referent, der bereits mehrere Bücher zum Thema der schlesischen Kirchengeschichte verfasst hat und Mitglied im Vorstand des Vereins für Schlesische Kirchengeschichte ist, stellte den 1485 im pommerschen Wollin geborenen Johannes Bugenhagen vor. Zunächst wirkte der spätere Reformator als Schulrektor im bei Treptow an der Rega gelegenen Prämonstratenserstift Belbuck und schuf dabei die „Pomerania“, ein Werk, das nicht nur eine Materialsammlung zur Geschichte Pommerns bot, sondern auch in eine umfassende Darstellung der pommerschen Geschichte münden sollte – eine absolute Pionierarbeit.

Bugenhagens Hinwendung zur Reformation erfolgte im Jahre 1520 über die Auseinandersetzung mit Luthers Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“. 1521 machte Bugenhagen sich nach Wittenberg auf, wo er Luther noch vor dessen Abreise zum Wormser Reichstag begegnete und sich für das Studium der evangelischen Theologie an der Universität einschrieb. Es folgte die Veröffentlichung einer Reihe geistlicher Bücher, die Promotion und 1535 die Ernennung zum Professor der Theologie in Wittenberg. 1523 bereits wählten der Rat und die Kirchengemeinde den „Priester Johann Pomer“ zum Pfarrer an der Stadtkirche St. Marien – ein Amt, das er bis zu seinem Tode 1558 mit großem Engagement ausfüllen sollte.

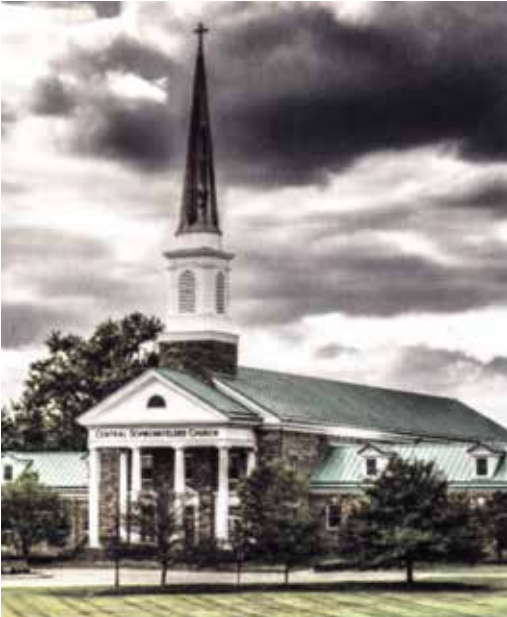
Hutter-Wolandt stellte die besonderen Verdienste des Pommern bei der kirchen- und ordnungsrechtlichen Gestaltung der jungen reformatorischen Kirche heraus.

Wo immer es um die Neugestaltung der Kirchenordnungen ging, wurde Bugenhagen gerufen. Wichtige Stationen waren Braunschweig-Wolfenbüttel, Hildesheim, Hamburg, Lübeck, Holstein, Schleswig sowie Dänemark und Norwegen. Insofern war er neben Melanchthon und Lucas Cranach eine entscheidende Figur für die Ausbreitung und Absicherung der Reformation. Nicht zuletzt aber aus seiner pommerschen Heimat kamen Anfragen zur Einführung der Reformation.

Im Jahre 1534 hielt sich Bugenhagen zu einer Visitation in Belzig auf; hier erreichte ihn die Anfrage, zum Landtag nach Treptow an der Rega zu kommen, um dort an den Beratungen zur Einführung der Reformation teilzunehmen. Mit der schon 1535 in Wittenberg im Druck erschienenen Kirchenordnung Pommerns schuf Bugenhagen die Grundlage für die weitere Gestaltung kirchlichen Lebens im Herzogtum.

Ganz anders gestaltete sich die Reformation in Schlesien. Im ausgehenden Mittelalter war die Lage der Kirche im zur Krone Habsburgs gehörenden Schlesien von stetem Niedergang bestimmt, der mit verstärkter Laienfrömmigkeit und dem Aufkommen humanistischen Gedankengutes einherging. Es blühten zu dieser Zeit die Wissenschaften, und das Land schien berufen, eine führende Stellung auf wissenschaftlichem Gebiet zu übernehmen.

So entwickelte sich innerhalb der Kirche am Ende des 15. Jahrhunderts ein starker Unwille gegen den geistlichen Stand, nicht nur beim einfachen Kirchenvolk, sondern auch bei den meisten schlesischen Fürsten. Sie nahmen hier Gedanken auf, die zu Beginn des Jahrhunderts über Böhmen nach Schlesien gekommen waren und darauf ausgerichtet waren, die freie Predigt des Evangeliums in der Muttersprache zu ermöglichen. Besonders der Ablasshandel mit seinen hohen Geldforderungen ließ Unmut gegen die Kirche aufkommen. Diese Missstimmung im Volk erkannte auch das



Seine eigene Reformation erwirkte der Liegnitzer Kaspar Schwenckfeld – gegen Luther. Die Nachkommen der schlesischen Schwenckfeldianer bilden heute in Pennsylvania die Schwenckfeld Church

Bild: Deutsches Kulturforum östliches Europa

Breslauer Domkapitel und versuchte die Fortsetzung der Ablasspredigt zu verhindern. Auch, aber nicht nur dies trug zu einer antirömischen Stimmung bei.

Über die Anfänge der Reformation in Schlesien fehlen sichere Belege. Es lässt sich nicht im Einzelnen nachweisen, wann und wo die Gedanken Luthers in Schlesien zuerst auftraten. Aus den Protokollen des Breslauer Rates wissen wir, dass dies sehr früh geschehen sein muss, sicherlich aber nicht vor 1519. Mittler waren wohl Studenten und Kaufleute, die über Wittenberg die reformatorische Botschaft nach Schlesien brachten. Besonders die Leipziger Disputation von 1519 förderte in Schlesien das Interesse für die „causa Lutheri“. Im Jahre 1520 musste das Breslauer Domkapitel einräumen, dass es in der Stadt eine lutherische Partei gebe. Schon im Jahre 1522 gibt es Belege dafür, dass zum Beispiel in

Freystadt, im Breslauer Bernhardinkloster St. Jakob und in Neukirch am Kynast evangelisch gepredigt wurde.

Schlesien war indes kein einheitliches Territorium wie etwa der Ordensstaat Preußen oder das Herzogtum Pommern, in denen die Reformation obrigkeitlich eingeführt wurde. Wohl stand Schlesien bis 1526 unter der Oberherrschaft der böhmischen Krone und gehörte seit 1526 zum Hause Habsburg. Aber es war aufgeteilt in eine Fülle von Herzog- und Erbfürstentümern sowie Standesherrschaften. Die Landesherren hatten am Ausgang des Mittelalters zahlreiche Rechte von der Kirche in ihren Territorien erworben, unter denen das Besetzungsrecht der geistlichen Stellen besonders wichtig war. Die jeweilige religiöse Einstellung des Landesherrn war also dafür maßgeblich, ob und wann er sein Gebiet der Reformation öffnete.

Es hat deshalb in Schlesien keine prägende Reformatorengestalt wie etwa im Preußenland Herzog Albrecht, in Pommern Johannes Bugenhagen oder in Siebenbürgen Johannes Honterus gegeben. Aus diesem Grund kann man die Reformationsgeschichte in Schlesien nicht im Ganzen betrachten; vielmehr hat jedes einzelne Gebiet in Schlesien seine eigene Reformationsgeschichte. Hutter-Wolandt stellte beispielhaft ausgewählte Regionen vor: Breslau, die Fürstentümer Liegnitz–Brieg–Wohlau, die Grafschaft Glatz und Oberschlesien.

Es war ein Nachmittag, der nicht nur bei den Teilnehmern zu vielen kirchenhistorischen Fragen anregte, sondern auch das Verhältnis von Kirche und Staat und die Rolle der Kirche in dieser Gesellschaft thematisierte. Vergleichbares ist für den zweiten Vortragsnachmittag am 14. Oktober 2017 zu erwarten, bei dem an gleicher Stelle die nicht minder vielfältige Entwicklung der Reformation in den Regionen des Südostens in den Blick genommen werden soll.

Ulrich Hutter-Wolandt/Ernst Gierlich (KK)

„Freiheit ist kein Freibrief“

Sudetendeutsche Wallfahrt nach Altötting

Angeführt von drei Bannern bzw. Fahnen (Sudetendeutsche Landsmannschaft, St. Anna Bischofteinitz, Pfarrei Friedberg an der Moldau) und den Trachtenträgern zogen die Ministranten und Geistlichen in die Basilika St. Anna ein. Auf den Gedenktag Mariä Heimsuchung verwies Dorothea Schroth von der Ackermann-Gemeinde in ihrer Begrüßung und stellte den Gedanken der Begegnung in den Vordergrund. Die Wallfahrt sei Zeichen des Dankes für die erfahrene Hilfe sowie einer Bitte in eigener Sache. Sie könne aber auch „stärken für die Begegnung im privaten und öffentlichen Leben. Erfahrungen echter Begegnung sind eine Bereicherung und bringen Verständnis füreinander, sind Brücken zum friedlichen Miteinander der Menschen“, so die Vertreterin der Ackermann-Gemeinde.

An die vielen auch der Gottesmutter Maria geweihten Wallfahrtsorte in Böhmen, Mähren und Schlesien erinnerte zu Beginn seiner Predigt Weihbischof Pappenberger. Da diese Stätten nach der Vertreibung und während der Existenz des Eisernen Vorhanges nicht mehr zugänglich waren, habe sich der Gnadenort Altötting als ein neuer Ort der Wallfahrt für die Sudetendeutschen herauskristallisiert. „Altötting



Fahnen vorm Altar: Trachtenträger mit Geistlichen und Ministranten

Bild: der Autor

ist für viele Heimat im Glauben geworden – auch für die Sudetendeutschen“, stellte der Weihbischof fest. Auch zitierte er Papst Benedikt XVI.: „Hier sind alle daheim, die Gottesmutter ist für alle zugegen. Wer zu ihr kommt, den will sie bei der Hand nehmen und hinführen zu dem, der uns in die wahre Heimat bringt.“ Und so gelte für Marienwallfahrer, dass sie über Maria zu Jesus kommen, d. h. dass ihre Gebete, Sorgen und Anliegen über die Gottesmutter direkt zu Jesus gelangen. Voraussetzung sei allerdings, offen zu sein für Gott und dem Menschen zugeneigt.

Weihbischof Pappenberger ging in seiner Predigt allerdings auch auf die politischen Ereignisse der Vortage ein: die Abstimmung zur „Ehe für alle“ im Bundestag und das Begräbnis von Altkanzler Helmut Kohl. Dazu rief der Weihbischof den Besuch Papst Johannes Pauls II. im Jahr 1996 in Deutschland, konkret dessen Ansprache vor dem Brandenburger Tor, in Erinnerung. Damals stellte Johannes Paul II. den Aspekt „Freiheit“ in den Mittelpunkt. Er machte klar, dass Freiheit immer mit großer Verantwortung verbunden sei und zur Freiheit auch die Wahrheit gehöre. „Das Bild vom Brandenburger Tor ruft zur Freiheit, die verantwortlich ist vor Gott und den Menschen“, interpretierte Weihbischof Pappenberger und wurde – auch angesichts der Entscheidung im Bundestag – deutlich: „Freiheit ist nicht Beliebigkeit, ist kein Freibrief. Wer aus der Freiheit einen Freibrief macht, hat ihr schon den Todesstoß versetzt!“ Der Weihbischof betonte auch, dass die Mütter und Väter des Grundgesetzes bzw. der Bayerischen Verfassung sehr wohl gewusst haben, „was sie geschrieben haben. Und sie haben es auch so gemeint: in Verantwortung vor Gott und den Menschen“. Bezüglich des Bundestagsbeschlusses bezog Weihbischof

Pappenberger unmissverständlich Position: „Der Deutsche Bundestag hat die Grundfeste der Verfassung angegriffen! Die Ehe zwischen Mann und Frau kann nicht durch eine andere Form ersetzt werden, und es kann nicht gleichgültig sein, wie sich die Ehepartner zusammensetzen. Die Zukunft des Volkes hängt an der Frucht der Liebe zwischen Mann und Frau.“

Als Lektoren und Kantor fungierten beim Gottesdienst Anna Knechtel, stellvertretende Vorsitzende der Ackermann-Gemeinde in der Erzdiözese München-Freising, Anita Langer, Vorsitzende der Ackermann-Gemeinde in der Erzdiözese München-Freising, und Monsignore Johannes Tasler (Geistlicher Beirat der Ackermann-Gemeinde in der Erzdiözese München-Freising).

Ebenfalls in der Basilika St. Anna fand am Nachmittag die Marienfeier statt, die Monsignore Dieter Olbrich, der Präses der sudetendeutschen Katholiken, zelebrierte. Nach dem Totengedenken zitierte er zu Beginn seiner Ansprache den russischen Schriftsteller Fjodor Michailowitsch Dostojewski, der beim Anblick der Sixtinische Madonna von Raffael sagte (und in einem

Brief überlieferte): „Damit ich am Menschen nicht verzweifle!“ Heute gebe es, so der Präses, auch viele Verzweiflungsmomente: (Bürger)Kriege, Terror, aber auch Hasstiraden etc. im Internet, Abtreibung, Drogen, Kindesmissbrauch, Betrug, Bestechung usw. „Die Diagnose unserer Zeit sieht nicht gut aus, aber es gibt auch Gutes“, relativierte der Geistliche und bewertete die Gottesmutter Maria als „Symbol des Guten und Zeichen unserer Hoffnung“. In Maria zeige Gott, was er mit den Menschen vorhat, nämlich die Teilhabe am göttlichen Leben. In diesem Sinn habe Dostojewski zu Maria aufgeschaut, ebenso dürfen die Menschen in Altötting und überall zu Maria aufschauen. „Der Blick zu Maria lässt uns in den Himmel schauen“, schloss der Präses.

Nach der Marienfeier zogen die Wallfahrer, musikalisch begleitet von der Altöttinger Musikkapelle, zur Gnadenkapelle. Dort dankte Kapuzinerpater Bruder Georg Greimel den Pilgern und stellte fest, dass dies auch ein wichtiger Beitrag für den Frieden in der Welt und für die Veränderung der Welt hin zum Guten sei.

Markus Bauer (KK)

Dampf und Eisen fürs platte Land

Themenwochenende zum 125. Jubiläum des preußischen „Gesetzes über Kleinbahnen und Privatanschlussbahnen“

Mit einem Themenwochenende unter der Schirmherrschaft von Hedda Lenz, der Ur-Urenkelin von Geheimrat Friedrich Lenz, erinnerte das Kleinbahnmuseum Selfkantbahn/Kreis Heinsberg an das vor 125 Jahren verkündete „Gesetz über Kleinbahnen und Privatanschlussbahnen“.

Das „Preußische Kleinbahngesetz“ – das übrigens im Bundesland Berlin immer noch Gültigkeit hat – wurde erlassen, als gegen Ende des 19. Jahrhunderts die landwirtschaftlich strukturierten Bereiche

im Norden und Osten des Königreichs Preußen einer Erschließung bedurften, die der preußische Staat über den von ihm bezuschussten Bau von Eisenbahnstrecken hinaus nicht leisten konnte.

Kurz nach Inkrafttreten des Gesetzes startete der kostengünstige Bau von Schienenbahnen zur Erschließung des platten Landes. Geheimrat Friedrich Lenz und einige Bankhäuser gründeten in Stettin die Eisenbahnbau- und Betriebsgesellschaft Lenz & Co., an der sich auch das Krupp-

sche Stahlgussunternehmen in Essen beteiligte. Weil die Projekte kostengünstig realisiert werden sollten, wurden Fahrzeuge und Bauten nach möglichst einheitlichen Plänen erstellt. Diese wurden später als Lenzsche Normalien bezeichnet.

Die auf private oder kommunale Initiative entstehenden Kleinbahnen hatten einen großen Anteil an der wirtschaftlichen Entfaltung ganzer Landstriche, der Industrie und des Fremdenverkehrs. Lenz & Co. baute und betrieb u. a. in den preußischen Provinzen zwischen Geilenkirchen und Lyck sowie zwischen Sonderburg und Sigmaringen rund 100 Kleinbahnen.

Der deutsche Unternehmer Theodor Friedrich Carl Lenz wurde 1846 in Pflugrade in Westpommern (heute Redlo), Kreis Naugard, geboren. Er machte sich einen Namen mit dem Bau und Betrieb von Eisenbahnen. Mit 20 Jahren trat Lenz in das Büro der Berlin-Stettiner Eisenbahn ein. Über das Tochterunternehmen Ostdeutsche Eisenbahngesellschaft AG mit Sitz in Königsberg betreute, betrieb und verwaltete die Firma Lenz & Co. bis 1945 alle Kleinbahnen Ostpreußens. Ab 1903 engagierte sich Lenz auch beim Bau von Bahnen in den deutschen Kolonien in Afrika. Der Eisenbahn-Pionier starb 1930 im

Gutshaus Berkenow der Meseritzer Mühle bei Semerov, Kreis Schivelbein, heute in der polnischen Woiwodschaft Westpommern.

Ein fünfeinhalb Kilometer langes Teilstück der westlichsten Lenz-Kleinbahn auf dem europäischen Kontinent, der Geilenkirchener Kreisbahn, besteht seit Anfang der siebziger Jahre in der Trägerschaft der Interessengemeinschaft Historischer Schienenverkehr (IHS) als Rheinisches Kleinbahnmuseum Selfkantbahn fort.

Am Themenwochenende unter dem Motto „Bahnen für das platte Land“ am Bahnhof der Selfkantbahn in Gangelt-Schierwaldenrath gab es Vorträge zur Geschichte von Lenz & Co. und ausgewählten Bahnen, Dokumentarfilm-Vorführungen sowie die Möglichkeit, restaurierte Lenz-Fahrzeuge zu bewundern und auch eine Fahrt mit der Dampfbahn zu erleben. Eine ergänzende Ausstellung mit Kleinexponaten, Schriftstücken und Bildern dokumentierte die Geschichte der Eisenbahnbau- und Betriebsgesellschaft Lenz & Co. GmbH und der verbundenen Unternehmen. Zu den Ehrengästen der Veranstaltung zählten Angehörige der Familie Lenz, Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen und der Kreisgemeinschaft Lyck e. V. Auch Wilhelm Kreuzer, Vorsitzender der Landsmannschaft



Klein, aber mächtig – unter Dampf: die Lok 41 „Franzburg“ vom Deutschen Eisenbahn Verein mit Wagen und ihre original uniformierten, kundigen Liebhaber

Bild: der Autor

Ostpreußen, Landesgruppe NRW, und Bärbel Wiesensee als Vertreterin der Kreisgemeinschaft Lyck waren mit von der Partie.

Dr.-Ing. Bernd Fasel, der Vorsitzende der IHS, und Wolfgang Nass vom Kleinbahnmuseum präsentierten in ihren Vorträgen wichtiges Daten- und Faktenmaterial rund um die Entstehung und Verabschiedung des „Preußischen Kleinbahngesetzes“, Wissenswertes zur Entwicklung der Seltkantbahn und Details zu den restaurierten Lenz-Bahnen. Sie brachten den Besuchern auch die Person des Geheimrates Lenz sowie einige seiner Pionierleistungen im Bereich der deutschen Eisenbahngeschichte näher.

Hedda Lenz, die Schirmherrin der Veranstaltung, wiederum sprach über den Familienmenschen und Arbeitgeber Theodor Friedrich Carl Lenz. Die Ur-Urenkelin des Geheimrates hat – als Chronistin der Fa-

milie – nach einer Reise durch Pommern ein Buch über die Vergangenheit des Unternehmens Lenz & Co. geschrieben.

Nicht nur für Eisenbahn nostalgiker waren die funktionstüchtigen Dampflokomotiven, Reisezugwagen und Güterwagen aus der Sammlung des Museums ein Anziehungspunkt. Besonderer Aufmerksamkeit erfreuten sich auch die Lok 4i „Franzburg“ vom Deutschen Eisenbahn Verein e. V. und ein halbes Dutzend betriebsfähig restaurierter Wagen aus der Sammlung von Wim Pater. Die Fahrt mit der meterspurigen Museumseisenbahn nach Geilenkirchen-Gillrath und zurück war für viele Beteiligte der Jubiläumsveranstaltung sicherlich ein Höhepunkt. Als besonderes Erlebnis kreuzte ein weiterer historischer Dampfzug mit Originalfahrzeugen ehemaliger Lenz-Kleinbahnen den Fahrweg.

Dieter Göllner (KK)

Georg Dehio-Buchpreis des Deutschen Kulturforums östliches Europa

Im Jahr 2018 wird der Georg Dehio-Buchpreis zum achten Mal vergeben. Bis zum 31. Oktober 2017 nimmt das Deutsche Kulturforum östliches Europa Vorschläge von Institutionen und Organisationen sowie von Verlagen, Wissenschaftlern und Kritikern im In- und Ausland entgegen. Eigenbewerbungen sind nicht zulässig.

Mit dieser von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien dotierten Auszeichnung ehrt das Deutsche Kulturforum östliches Europa Autoren, die sich in ihren Werken fundiert und differenziert mit den Traditionen und Interferenzen deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa auseinandersetzen.

Der Georg Dehio-Buchpreis ist in einen Hauptpreis und einen Förderpreis (Gesamtsumme 10 000 Euro) unterteilt.

Das Deutsche Kulturforum nimmt Vorschläge von Institutionen und Organisationen

sowie von Verlagen, Wissenschaftlern und Kritikern im In- und Ausland entgegen. Den Vorschlägen sind folgende Unterlagen jeweils achtfach beizufügen: Begründung des Vorschlags, bio-bibliographische Angaben zum Autor und ggf. Übersetzer, Verlagsausgabe oder Kopie der vorgeschlagenen Publikation. Über die Vergabe des Preises entscheidet eine unabhängige Jury aus Wissenschaftlern, Publizisten und Kritikern. Die Bewerbungsunterlagen können nicht zurückgesandt werden. Die Entscheidung der Jury wird im Fall der Absage nicht begründet. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die feierliche Preisverleihung findet im Herbst 2018 statt.

Vorschläge können an folgende Adresse eingesandt werden: Deutsches Kulturforum östliches Europa, Berliner Straße 135, Haus K1, D-14467 Potsdam, deutsches@kulturforum.info.

(KK)

Umdenken ist die beste Schule des Denkens

Agnes Kalina: Meine sieben Leben. Agnes Kalina im Gespräch mit Jana Juranová. Aus dem Slowakischen von Simon Gruber und Andrea Reynolds. Gabriele Schäfer Verlag, Herne 2016, 433 Seiten, 56 Fotos, 26,90 Euro

Als Agnes Farkašová wurde Agnes Kalina am 15. Juli 1924 in Košice (deutsch Kaschau, ungarisch Kassa) geboren. In ihrer familiären Herkunft spiegelt sich das Schicksal einer mitteleuropäischen Region, in welcher im Laufe der jüngeren Geschichte die Staatsgrenzen immer wieder verschoben wurden. Deutsche, Juden, Slowaken und Ungarn lebten in einer mehr oder weniger friedlichen „Konfliktgemeinschaft“ (Jan Kren) zusammen, bis das Erscheinen totalitärer Weltanschauungen diese jahrhundertealte Tradition vernichtete. Agnes Kalina hat diese erupitionsartigen Umbrüche am eigenen Leib erlebt.

In Prešov/Eperies verlebte sie eine fröhliche und unbeschwerte Kindheit und Jugendzeit, in der sich bereits ihre lebenslange Neugier auf Kunst und Kultur bemerkbar machte. Diese Harmonie erlitt einen unvermittelten Riss, als ihr aufgrund ihrer jüdischen Abstammung der Abschluss des Gymnasiums verwehrt wurde. Die Verhältnisse im Land begannen unerträglich zu werden. Als eines Tages die Anordnung erlassen wurde, dass alle 15- bis 30-jährigen unverheirateten jüdischen Mädchen und Frauen sich an einer Sammelstelle einzufinden hatten, trat Agnes Kalinas Mutter mit entschlossenem Handeln hervor. Durch ein ärztliches Attest konnte sie Agnes vorerst einhalten und rettete ihr damit das Leben. Kurz darauf flüchtete Agnes mit Bekannten in der Nacht über die Grenze nach Ungarn. Während ihre Eltern in Konzentrationslager abtransportiert wurden, konnte sie sich in Budapest zweieinhalb Jahre im katholischen

Kloster vom Guten Hirten verbergen. Seit dieser Zeit im Kloster, in der sie auch getauft wurde und begeistert das Neue Testament studierte, betrachtete sie Thérèse von Lisieux als ihre Lieblingsheilige, auch wenn sich ihre Religiosität im Laufe der Jahre gewandelt hat: „Manchmal sage ich mir, dass ich keine nichtpraktizierende, unreligiöse Jüdin bin, sondern eher eine nichtpraktizierende und nicht mehr gläubige Katholikin.“

Nach Kriegsende holte Agnes ihren gymnasialen Abschluss in Prešov nach. Ein aufgenommenes Studium schloss sie hingegen nicht ab. Sie heiratete den Journalisten Ladislav Ján Kalina, den sie bereits seit ihrer späten Jugendzeit kannte. Neues Unrecht in Form von Vertreibung und stalinistischer Willkür widerfuhr beiden, aber die Hoffnungen auf eine neue Zeit überwog die Skepsis. Agnes Kalina begann, erste Filmkritiken und Reportagen sowie Übersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Ungarischen zunächst für den Rundfunk zu verfassen. Im Laufe der Jahre profilierte sie sich als Redakteurin vor allem im Bereich der Filmkritik bei den Wochenzeitungen „Nové Slovo“ (Neues Wort) und später „Kulturný Život“ (Kulturleben).

Auf die Euphorie des Reformjahres 1968 folgte die kalte Ernüchterung durch den Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in Prag am 21. August 1968. Schritt für Schritt wurden unter dem Schlagwort der „Normalisierung“ freiheitliche Regungen im Lande zurückgedrängt. 1970 wurden Agnes Kalina und ihr Ehemann aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen. Zusammen wurden sie 1972 unter dem Vorwurf der „Aufwiegelung“ festgenommen. Während Agnes Kalina nach neunwöchiger Haft aus Mangel an Beweisen wieder entlassen wurde, wurde ihr Mann zu zwei Jahren Haft verurteilt. Das gerichtliche Verfahren war eine Farce, zumal verschleiert werden sollte, dass die Beweise für angebliche Straftaten durch heimliches Abhören

gewonnen worden waren, das seit den 1960-er Jahren auch nach sozialistischem Strafrecht nicht mehr zulässig war.

Dennoch gelang es Agnes Kalina in jenen Jahren, wie bereits zu Zeiten drohender Deportation durch die Nazis, dem Leben fröhliche Seiten abzugewinnen. Halt und Hilfe erfuhr sie von vielen Bekannten und Freunden, etwa den Familien der Dissidenten Milan Šimecka und Miroslav Kusý oder des Schriftstellers Ján Rosner. Weit schwerer hingegen wog die Tatsache, dass ihrer Tochter Julia trotz hervorragender Zensuren vom Regime ein Studienplatz verweigert wurde.

1978 stellte die Familie Kalina einen Antrag auf Entlassung aus der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft. Zusammen durften sie nach München ausreisen. Agnes Kalina konnte ihre Fähigkeiten fortan als Redakteurin für das slowakische und tschechische Programm beim Radio Freies Europa einbringen.

Den Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus“ hat sie mit lebhafter Anteilnahme beobachtet und unverzüglich die erstbeste Gelegenheit genutzt, nach langen Jahren der Emigration wieder ihre slowakische Heimat zu besuchen. Ihren Wohnsitz in München aber hat Agnes Kalina bis zu ihrem Tod am 14. September 2014 gehalten.

Volker Strebel (KK)

Ein Buch über Polen, in dem man mehr über Deutsche erfährt

Mein Polen – meine Polen. Hg. Dieter Bingen, Marek Hałub, Matthias Weber. Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2016, 358 Seiten, 29 Euro

Dieses Buch bemüht sich nicht nur um Ein-sichten über Polen und die Wiedergabe von Erinnerungen an Begegnungen in Polen, einem in der Tat sehr wichtigen östlichen Nachbarn der Deutschen. Da die vom Deutschen Polen-Institut (Darmstadt) zu diesem Thema befragten deutschen Staatsbürger sehr verschiedene berufliche Positionen in Politik, Wissenschaft und Publizistik innehaben, gibt es ein recht buntes Bild von oberflächlichen bis zu tiefergehenden „Sichtweisen“ zu Land und Leuten.

Eine – nur schwer zu erklärende – Einseitigkeit sei von vornherein festgestellt: Für die Herausgeber scheinen die aus den alten deutschen Ostgebieten stammenden Vertriebenen nicht der Rede wert zu sein, wenn man von dem fundierten Beitrag von Joachim Rogall absieht. Unerklärlich ist auch, warum zum Beispiel Josef Kardinal Meißner, ein gebürtiger Schlesier, nicht einbezogen wird. Dagegen kommen eine Reihe von mehr oder weniger bekannten selbst-erklärten Polenfreunden wie Rita Süßmuth oder Christoph Klessmann zu Wort sowie die ehemaligen Bundespräsidenten Horst Köhler und Christian Wulff, wobei zumindest letzterer – angesichts der jetzigen polnischen Verhältnisse – etwas Besorgnis bezüglich der Entwicklung anklingen lässt.

Zu den interessantesten Beiträgen möchte man den von Helga Hirsch zählen, die schon vor 1980 in Polen Erfahrungen gemacht hat, welche sich nachhaltig auf ihre publizistische Arbeit ausgewirkt haben.

Man erfährt in dieser Publikation vice versa zugleich einiges über die eigenen deutschen Zeitgenossen, und das ist leider nicht immer positiv, insbesondere aus der Sicht der aus den ostdeutschen Gebieten Vertriebenen, denen man die Anerkennung der Oder/Neiße-Grenze zumutete, und dies angesichts jahrzehntelanger Beschwörungen von Heimat- und Selbstbestimmungsrecht. Rita Süßmuth zum Beispiel ging es 1989 vorrangig um deren Bestätigung, und der FDP/SPD-Politiker Günter Verheugen kann auch heute nicht verstehen, wieso die „Bundesrepublik bis 1990 gebraucht habe, um das Selbstverständliche und politisch Notwendige endlich zu tun ...“ (er meint die Anerkennung). Wie oberflächlich und leichtfertig sein Urteil ist, wird aus dem nachgeschobenen Satz deutlich: „Polen kannte ich damals nicht.“ Und das Schicksal von Millionen Ostdeutschen wohl auch nicht. Auch Bernhard Vogel konnte es mit der Anerkennung nicht schnell genug gehen, wenn er die Angelegenheit auch etwas differenzierter betrachtete.

Der Bewertung mancher polnischer Gesprächspartner, die hier genannt werden, wie Bronisław Geremek, Karol Wojtyła, Lech Wałęsa, aber auch des Bischofs Alfons Nossol aus Schlesien kann man nur zustimmen. Es fehlt jedoch die Empathie gegenüber den durch die deutsch-polnische Kriegs- und Vertreibungsgeschichte

am meisten betroffenen deutschen Mitbürgern, die weder angehört noch berücksichtigt worden sind. Es fehlt an politischer und menschlicher Solidarität, die für die deutsche Nachkriegszeit unverzichtbar gewesen wäre.

Ein Buch also zum Nachdenken über uns selbst und unsere deutschen Mitbürger.

Rüdiger Goldmann (KK)

Lachen über die Shoah?

Ein Abend über und mit George Tabori

Seit die Schauspielerinnen Helene Grass und der Dramaturg Albrecht Simons von Bockum Dolffs die künstlerische Leitung des in Ostwestfalen beheimateten Kulturfestes „Wege durch das Land“ übernommen haben, ist der Ton frischer geworden. Behutsam wird auch die Strenge sowohl des Programms als auch des jeweiligen Veranstaltungsablaufs gemildert. Einer solchen Milderung verdankt sich die Gedenkveranstaltung für George Tabori. Sein Todestag jährte sich am 23. Juli zum zehnten Mal. Genügend Anlass für das Duo Grass/Simons, in das Kurparktheater Bad Oeynhausen einzuladen.

Doch wie gedenkt man eines solchen Theatermannes, der in seinen Dramen den Schrecken der Shoah so ernst nimmt, dass er ihm gelegentlich nur mit Lachen beikommt? Man lässt aus seinen Stücken lesen. Und am besten Szenen, die diesen Umschlag von Ernst in Lachen durchspielen.

Doch zuvor gab es zur Einführung ein Gespräch mit der Doyenne der deutschen Theaterverlagslandschaft, Maria Sommer. Seit gut 30 Jahren schiebt Maria Sommer den Eintritt ins Rentenalter vor sich her. Und das nicht, weil sie nicht loslassen kann, sondern weil es ihr nach wie vor Spaß macht und sie sich auch im Alter von 95 Jahren noch liebend gern um junge Autorinnen und Autoren kümmert. Seit 1950 führt sie den Gustav Kiepenheuer Theaterverlag, in dem sie unmittelbar nach ihrer Promotion 1945 anfang zu arbeiten. Aus ihren Erinnerungen an die Anfangsjahre nur diese Pointe: Als eines der ersten ausländischen Stücke wurde ihr kurz nach dem Krieg „Charleys Tante“ angeboten. Sie griff zu, der Erfolg gab ihr Recht, und mit den Tantiemen konnte sie viele unbekannte, aber

vielversprechende Autoren fördern. Der eine hieß Günter Grass ... Und von wegen veraltet: Im August hat dieser „Oldtimer“ in St. Gallen eine weitere Premiere.

Maria Sommer war also auch die langjährige Verlegerin von George Tabori. Sein erstes Stück in deutscher Sprache war „Die Kannibalen“, 1969 in Berlin am Schiller-Theater von ihm zusammen mit Marty Fried inszeniert. Es ist Taboris Versuch, seinem Vater, der in Auschwitz vergast wurde, ein Denkmal zu setzen. Es war und ist insofern ein gewagtes Unterfangen, als „dieses dauernde Umkippen vom Ernst in das Unbegreifliche und dann in den Humor“ (Maria Sommer) für das Publikum nach wie vor eine Herausforderung bedeutet. Gelesen wurde deswegen nicht aus den „Kannibalen“, sondern aus „Mutters Courage“ und „Mein Kampf“.

Es lasen Leslie Malton und Felix von Manteuffel, die beide mehrfach mit Tabori gearbeitet haben. Auch hier also Authentizität. Aus „Mutters Courage“ wurde natürlich die Szene gelesen, in der ein Bekannter Taboris Mutter quasi den Befehl gibt, sofort zu dem Offizier zu gehen, der sie alle soeben gefangen genommen und in einen Zug nach Auschwitz verfrachtet hat, um ihm zu sagen, dass sie gar nicht hierher gehöre. Das Unglaubliche geschieht: Der Offizier gibt ihr Recht. Und lässt sie gehen. Und wie endet die Szene? Die Mutter geht zu ihrer kranken Schwester, die sie um Hilfe gebeten hat. Doch statt sich darüber zu freuen, dass sie doch noch gekommen ist, überschüttet diese die Schwester mit Vorwürfen, dass sie sich um einen Tag verspätet hat!

In „Mein Kampf“ schildert Tabori eine Episode aus Adolf Hitlers frühen Jahren in einem Wiener Männerheim. Der Autor gibt dem Drama die besondere Wendung dadurch, dass mit Shlomo Herzl ausgerechnet ein Jude Hitler letztendlich den entscheidenden Tipp für den verhängnisvollen Verlauf der Geschichte gibt. Getreu der Einsicht, dass jedem Witz eine Katastrophe innewohnt.

Von besonderem Reiz war Leslie Maltons Vortrag „Arankas leiser Abschied“. Tabori gibt hier einer Frau das Wort, deren „Königreich in den prächtigsten Aborten von Wien“ liegt, im Burgtheater. Die einstige Violinvirtuosin rekapituliert ihr Leben und rechnet mit der Ausländerfeindlichkeit ebenso ab wie mit der Verachtung, die Frauen wie ihr entgegengebracht wird.

Das Publikum in Bad Oeynhausen traute sich nicht immer, recht zu lachen. Die Hemmschwelle, über Judenwitze zu lachen, auch wenn diese Witze von Juden kommen, war zu spüren. Und natürlich auch, dass die Dialektik in Taboris Stücken nicht jedem geläufig bzw. zugänglich ist.

Dazu trägt sicherlich auch bei, dass Taboris Stücke nicht gerade Konjunktur in Deutschland haben. Die ostwestfälische „Provinz“ darf sich zugutehalten, eines Menschen gedacht zu haben, der trotz der Tatsache, dass die Deutschen seine Familie nahezu ausgerottet haben, seit den 1970-er Jahren wechselweise in Österreich und Deutschland gewirkt hat. Heimat war es weder hier noch dort. „Heimat“, erzählte Maria Sommer, „waren für ihn ein Bett und die Bühne.“ Mit ein wenig Phantasie konnte man sich vorstellen, wie er auf einem Stuhl seitlich auf der Bühne gesessen haben würde. So wie er es früher oft gemacht hat.

Ulrich Schmidt (KK)

Lovis-Corinth-Preis 2018

Roman Ondak aus der Slowakei

Der Konzeptkünstler Roman Ondak ist Preisträger des Lovis-Corinth-Preises 2018. Der bereits seit knapp 45 Jahren bestehende Kunstpreis würdigt das international herausragende Gesamtwerk von Künstlern, die einen biografischen und/oder thematischen Bezug zum östlichen Europa haben. Mit der Verleihung des Lovis-Corinth-Preises ist eine Ausstellung im Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg verbunden. Eine umfangreiche Präsentation von älteren bis neuesten Arbeiten des slowakischen Künstlers Roman Ondak zeigt das KOG ab Mai 2018.

Roman Ondak ist einer der profundesten Konzeptkünstler unserer Zeit. Ausgehend von sehr persönlichen Eindrücken – Objekten wie Erlebnissen –, schafft er Arbeiten, die universell verständlich und leicht zugänglich sind. Seine Werke sind klug und stecken voller Anspielungen, doch kommen sie niemals elitär daher. Ondaks Kunst wird international geschätzt und verstanden. Sie schlägt Brücken zwischen Men-

schen und ist darin einem humanistischen Ideal verpflichtet, das zeitlos und denkbar aktuell ist. Roman Ondak wurde 1966 in Žilina in der Slowakei geboren. Sein Studium absolvierte er zwischen 1988 und 1994 an der Akademie der Bildenden Künste in Pressburg/Bratislava. Mit seiner Arbeit „Loop“ bespielte der Künstler 2009 den tschechischen und slowakischen Pavillon während der Biennale in Venedig. In den letzten Jahren erhielt er zahlreiche Einzelausstellungen, u. a. 2006 in der Tate Modern, London, 2007 in der Pinakothek der Moderne, München, 2011 im Modern Art, Oxford, 2012 in Deutsche Guggenheim, Berlin, und im Musée d'Art Moderne de la Ville de Paris, Paris, 2013 im Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofia, Madrid, sowie 2015 im Times Museum, Guangzhou. Derzeit zeigt das Kunsten Museum of Modern Art, Aalborg, seine Ausstellung „History Repeats Itself“.

Der Lovis-Corinth-Preis – benannt nach dem aus Tapiaw in Ostpreußen stammenden Maler Lovis Corinth (1858–1925) – wurde erstmals 1974 von der KünstlerGilde e. V. und dem Kunstforum Ostdeutsche Galerie ausgelobt. Die seit 2006 im Zweijahresrhythmus erfolgende Preisvergabe richtet sich an Künstler (Malerei, Grafik, Plastik/Skulptur, Installation, Fotografie, Neue Medien), deren Werk in der Zugehörigkeit zur Gegenwartskunst im östlichen Europa sowie in der Auseinandersetzung mit dieser entstanden ist oder einen Bezug zur Kunst aus den historischen deutschen Kulturlandschaften hat. Die Verleihung erfolgt in Würdigung eines international bedeutenden Gesamtwerks, das für die Entwicklung zeitgenössischer Ausdrucksformen einen relevanten Beitrag leistet. Der Lovis-Corinth-Preis 2016 ging an den Objektkünstler Daniel Spoerri.

Seit diesem Jahr lobt das Kunstforum Ostdeutsche Galerie den Preis ohne die KünstlerGilde in Kooperation mit wechselnden Partnern aus. Die KünstlerGilde ist nach wie vor in der Jury vertreten. Sie besteht aus Hansjürgen Gartner, Bundesvorsitzender der KünstlerGilde e. V., Dr. Agnes Tieze, Direktorin Kunstforum Ostdeutsche Galerie, Dr. Nina Schleif, Leiterin der Grafischen Sammlung des Kunstforums Ostdeutsche Galerie, Dr. Thomas Elsen, Leiter H2 – Zentrum für Gegenwartskunst im Glaspalast der Städtischen Kunstsammlungen Augsburg, und Professor Dr. Burcu Dogramaci, Institut für Kunstgeschichte, Ludwig-Maximilians-Universität München.

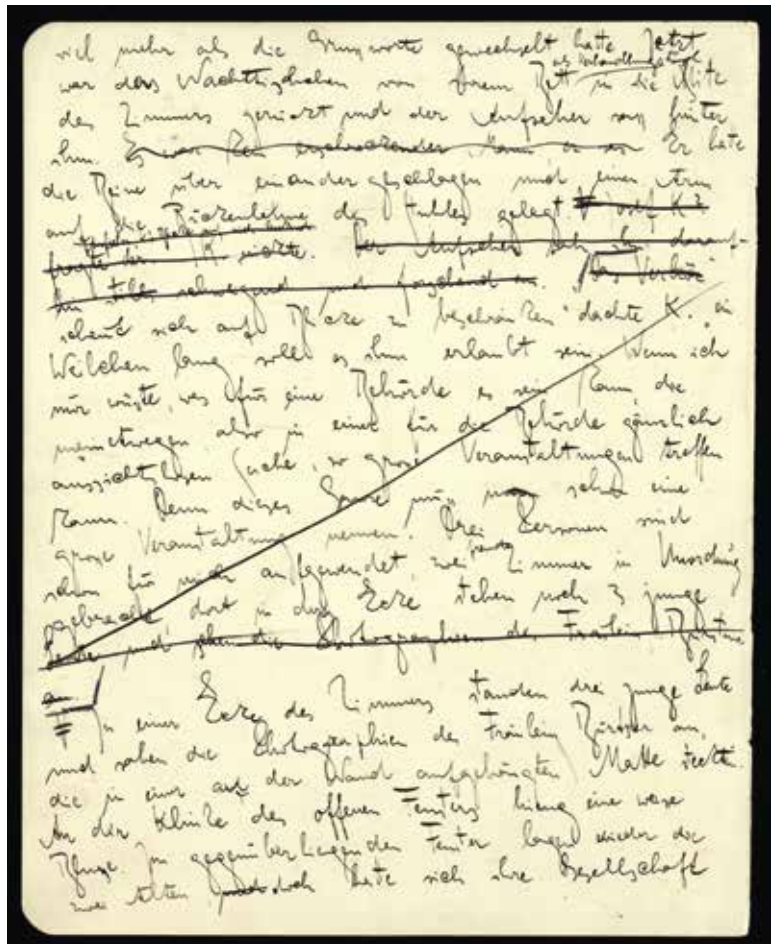
(KK)

Mehr sehen, als man lesen kann

Das ermöglicht die Ausstellung des vollständigen Manuskripts „Der Prozess“ von Franz Kafka in Berlin

Im Rahmen der Berliner Festspiele wird das vollständige Manuskript des berühmten Romans „Der Prozess“ von Franz Kafka erstmals in Berlin in einer Ausstellung im Martin-Gropius-Bau gezeigt. Das kostbare Manuskript aus 178 Blättern war 1988 in

einer gemeinsamen Anstrengung von Bundesregierung, Kulturstiftung der Länder und Land Baden-Württemberg auf einer Londoner Auktion bei Sotheby's für rund 1,75 Millionen Euro erworben worden, damals das teuerste je auktionierte Manuskript.



Wollen wir uns als Graphologen versuchen? Die Schrift fließt wie die Erzählung, nur der Atem stockt einem hin und wieder. „Aber sieh, sogar das ist nur scheinbar“, heißt es in einem anderen Text dieses Autors. Resolut ist lediglich der diagonale Strich

Bilder: Martin-Gropius-Bau

Nun liegt das Original-Manuskript des berühmten Romans in Vitrinen im Martin-Gropius-Bau in Berlin: Blatt für Blatt in der Reihenfolge sichtbar, die ihm Kafkas Nachlass-Verwalter Max Brod gegeben hat.

Unglaublich beeindruckend ist es, sich über die Seiten zu beugen, auf denen man Kafkas ureigene Korrekturen und Streichungen im Text sieht. Und dies über einhundert Jahre, nachdem Kafka das erste Wort in Zeile zwei von „war ... gefangen“ zu „wurde ... verhaftet“ korrigierte oder aus dem böhmischdeutschen Wort „Bedienerin“ „Köchin“ machte. Interessant zu sehen ist auch, dass der Prager Schriftsteller schon die Rechtschreibreform vorwegnahm und meist „ss“ schreibt, wo es in Deutschland bis 1999 meist „ß“ hieß. Zur genaueren Betrachtung gibt es große Terminals, an denen man sich durch Original und Transkript klicken kann. Nachlesen lässt sich vieles in der Begleitpublikation „Der ganze Prozess“ (Marbacher Magazin 145, 9 Euro), die auch im Buchhandel erhältlich ist.

Kafkas Zeit lässt sich in der Ausstellung schön nachvollziehen anhand der vielen Fotografien von seiner Familie, Bekannten und seiner Umgebung aus der Sammlung Klaus Wagenbach. Die Bilder-Auswahl von Klaus Wagenbach und Hans-Gerd Koch hängt im Nebenraum. Dort finden sich auch 35 Buchausgaben in Übersetzung, von Albanisch bis Vietnamesisch.

Der Ausstellungsort steht in einer historischen Beziehung zu Kafkas Roman: In unmittelbarer Nähe des Martin-Gropius-Baus, in der Stresemannstraße 111, der damaligen Königgrätzer Straße, stand einst das Hotel Askanischer Hof. Im Askanischen Hof fand am 12. Juli 1914 jenes legendäre Gespräch des Schriftstellers mit Felice Bauer, ihrer Schwester Erna und Felices Freundin Grete Bloch statt, nach dem die Verlobung Franz

Kafkas mit Felice Bauer wieder gelöst wurde. Wie einen „Gerichtshof im Hotel“ empfand Kafka das Treffen, so beschreibt er es später in einem Tagebucheintrag. So entwickelte sich die Idee zu seinem Roman.

Im August 1914, der Erste Weltkrieg war bereits ausgebrochen, begann er mit der Niederschrift, die im Januar 1915 weitgehend abgeschlossen war. Heute gilt „Der Prozess“ als sein Hauptwerk. Die erhaltenen 171 Blätter des Manuskripts widerlegen die Vorstellung, ein Roman entstehe linear und werde von Anfang bis Ende erzählt. Kafka, im Brotberuf Jurist bei der „Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt“, schrieb in den rund sechs Monaten, die er am „Prozess“ gearbeitet hat, Kapitel und Kapitelteile in zehn verschiedene, meist 40 Blätter umfassende Hefte im Quartformat.

Erstmals erschien das Werk, herausgegeben von Max Brod aus dem Nachlass des 1924 Verstorbenen, 1925 im Berliner Verlag Die Schmiede. Seine zehn Manuskripthefte hatte

Kafka aufgelöst, mit Deckblättern (gefalteten oder halbierten Seiten aus einem Typoskript von „Der Heizer“, dem 1913 veröffentlichten Kapitel seines ebenfalls unvollendet gebliebenen Amerika-Romans „Der Verschollene“) eingeschlagen und zu 16 Konvoluten geordnet.

Im Januar 1915 brach Kafka die Arbeit am „Prozess“ ab. Im September 1915 veröffentlichte er einige Seiten in der jüdischen Wochenzeitung „Selbstwehr“. 1920 schenkte er das gesamte Manuskript seinem Freund Max Brod. Doch bereits 1921/1922 bat er ihn, seine unveröffentlichten Texte „restlos und ungelesen zu verbrennen“. Brod folgte diesem Wunsch nicht und veröffentlichte 1925, ein Jahr nach Kafkas Tod, eine Auswahl aus dem „Prozess“-Manuskript; weitere Ausgaben folgten 1935 und 1946.

1920 schenkte Kafka das Manuskript Max Brod. Doch bereits 1921/1922 bat er ihn, seine unveröffentlichten Texte „restlos und ungelesen“ zu verbrennen. Brod folgte diesem Wunsch nicht.



*Hoffnungslose Zweisamkeit:
Felice Bauer und Franz Kafka*

Brod deutete den Teil „Jemand musste Josef K. verleumdet haben“ und die neun nur mit einem Deckblatt versehenen Konvolute als abgeschlossen, brachte sie in eine Reihenfolge, korrigierte im Manuskript vermeintliche Fehler, vereinheitlichte die Rechtschreibung und ergänzte Satzzeichen. Die anderen sechs in die Typoskriptseiten des „Heizers“ eingeschlagenen Konvolute mit ihren insgesamt 19 Blättern ließ er als Fragmente unpubliziert.

Als Max Brod Mitte März 1939, nur wenige Stunden vor dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht, Prag verließ, hatte er unter anderem das „Prozess“-Manuskript bei sich. Er reiste nach Palästina aus und schenkte die Handschrift nach dem Krieg seiner Sekretärin und Lebensgefährtin Esther Hoffe. 1988 entschloss sie sich zum Verkauf. In einer beispiellosen Spendenaktion konnte das Manuskript für die Sammlungen des Deutschen Literaturarchiv Marbach erworben werden. Die Berliner Präsentation geht auf die Ausstellung „Der ganze Prozess“ von 2013/2014 im Literaturmuseum der Moderne in Marbach zurück.

Susanne Habel (KK)

Gerhart Pohl „Fluchtborg“ im Riesengebirge

Hier wurde jetzt sein Manuskript zu „Fragolfs Kreuzweg“ gefunden

Vor nunmehr gut 80 Jahren wurde das kleine Haus des Schriftstellers Gerhart Pohl im Riesengebirge zur Herberge für politisch Verfolgte, Opfer und Gegner des Naziregimes. Ein Haus, das Geschichte förmlich atmet, in dem aber auch wichtige Bücher entstanden oder begonnen worden sind. Wie sich nun herausstellt, verbirgt das Haus noch einen wahren Schatz: das Urmanuskript der Novelle „Fragolfs Kreuzweg“.

Die erste und im Übrigen einzige Ausgabe von „Fragolfs Kreuzweg“ hatte 1922 gerade einmal den Umfang von 38 Seiten. Dem ex-

pressionistischen Stil zugewandt, widmete sich das Werk den damaligen Problemen der Jugendbewegung, der Suche nach Lebensinhalt, Wahrheit und Klarheit.

Für den jungen, im schlesischen Trachenberg (heute: Zmigród) geborenen Schriftsteller Gerhart Pohl (1902–1966) wurde diese Novelle zum Anfang einer bewegten Karriere, die er im Elena Gottschalk Verlag 1922 als Mitherausgeber der „Neuen Bücherschau. Eine literarische Monatsschrift. Dichtung, Kritik, Grafik“ gemeinsam mit deren Gründer Hans Theodor Joel begann.

Als der Verlag 1925 in den finanziellen Bankrott ging, setzte Pohl „Die neue Bücherschau“ allein im Verlag von Adalbert Schultz fort.

1932 erwarb er ein kleines Holzhaus am Fuße der Schneekoppe im schlesischen Riesengebirge von einem jüdischen Arzt aus Berlin, der es 1912 nach Plänen eines schwedischen Architekten hatte erbauen lassen. Über der Pforte standen die Worte des Horaz: „Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet.“ (Jener Winkel der Erde lacht mir vor allem.) Hier entstanden als erstes der Roman „Die Brüder Wagemann“, danach „Sturz der Göttin“, die Gerhart Pohl den Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer einbrachten. Außerdem wurde das Haus schon seit 1933 eine von Pohl liebevoll „Fluchtburg“ genannte Herberge für Andersdenkende.

Nach dem Zweiten Weltkrieg reiste Pohl mit den sterblichen Überresten von Gerhart Hauptmann, seiner Witwe, sechsunddreißig als „Hausbedienstete“ des Agnethendorfer Hauses Wiesenstein deklarierten Deutschen und deren Familien sowie Teilen

der eigenen Familie auf Vermittlung der sowjetischen Militärverwaltung mit einem Sonderzug nach Forst in der Lausitz. Von dort ging es über Berlin nach Stralsund und Hiddensee, wo Gerhart Hauptmann am 28. Juli 1946 seine letzte Ruhestätte fand. Das kleine Haus in Wolfshau (Wilcza Poreba) wurde Heimstatt für die Schwägerin Gerhart Pohls, Luise „Lisa“ Pohl.

Nach dem Tod der fast hundert Jahre alten Dame im Jahre 2006 ging die „Fluchtburg“ in den Besitz der Kirchengemeinde Wang über. Diese möchte das Haus in den nächsten Jahren grundsaniieren und im Inneren so restaurieren, wie es sich in den 1930-er Jahren seinen Gästen präsentiert haben könnte, denn vieles erinnert noch an den einstigen Bewohner, den Schriftsteller Gerhart Pohl. So ist die Bibliothek Pohls in Teilen erhalten, und es findet sich hie und da ein Hinweis auf ihn.

Besonders glücklich waren Pfarrer Edwin Pech von der Evangelisch-Augsburgischen Kirchengemeinde Wang und Michael Schuster (Köthen) vom Verein Fluchtburg e. V., als sie bei einem Treffen in Wolfshau

Es ist beileibe keine Burg, aber eine Herberge – und war es für alle, die vor den Nazis Schutz suchten: das Haus in Wolfshau am Fuß der Schneekoppe

Bild: Christian Ratzel



im Frühjahr ein altes Schulheft fanden, eng beschrieben und mit der Kennzeichnung versehen: „Latein. Gerhard Pohl“. Bei näherem Hinsehen und nach genauerer Untersuchung entpuppte sich der in Sütterlin verfasste Text als Urmanuskript von „Fragolfs Kreuzweg“. Ein großartiger Fund und eine literaturhistorische Besonderheit, die die beiden in Gerhart Pohls ehemaligem Arbeitszimmer aufstöberten.

Natürlich wird dieses wunderbare Doku-

ment zur dritten Tagung „Gerhart Pohls Fluchtburg und ihre Gäste“ am 4. November in Krummhübel (Karpacz) zu besichtigen sein, wie im Übrigen auch die „Fluchtburg“ selbst, deren Türen sich dann für die Tagungsteilnehmer öffnen werden.

Weitere Informationen gibt es auf der neuen Website www.fluchtburg.eu oder beim Verein Fluchtburg e. V.

Michael Schuster, Johannes Rasim (KK)

Hüter der Stimme und des Staunens

Nachruf eines böhmischen Deutschen auf den böhmischen Tschechen Josef Hrubý

Josef Hrubý war ein Meister der Andeutung und der minimalen Ausmalung. Mit wenigen Worten fing er Bilder und Stimmungen ein und versetzte uns in eine lauschende Aufmerksamkeit, die seinen poetischen Traumpfaden durch die Woche („am Mittwoch kaufst du unschuldig weißen Schnee“) und die Farben („Gedicht in Gelb: Wo habe ich die Tabakdose verloren?“) bis zum „Himmelszelt“ folgte, an das jeden Tag der „Morgengott“ klopf.

Er, dessen Vater ein Kapellmeister war, der mit dem Zirkus durch halb Europa zog, hat sich das kindliche Staunen ein Leben lang bewahrt. Aufgewachsen im Böhmerwald, wurde das Buchwesen zu seinem Metier, zunächst als Bibliotheksinspektor in Schüttenhofen, schließlich als Leiter der Stadtbibliothek von Pilsen.

Dass selbst ein so feiner Mensch wie Hrubý nach 1968 seinen Posten verlor und bis zu seiner Pensionierung im Kreisamt für Denkmalpflege arbeiten musste, zeigt, wie

unnachichtlich das Regime mit Anhängern des Prager Frühlings umging.

Wir, die wir Hrubý erst nach der Samtenen Revolution von 1989 kennenlernten, erlebten ihn als würdevollen Herrn, der unsere

Alles, was er betrachtete, nahm er selbstverständlich in sein Staunen auf. Ihn konnte nichts mehr überraschen, weil ihn alles gleich überraschte, selbst die alltäglichsten Dinge.

Aufgeregtheiten stets mit einem sanften Lächeln quittierte und überall dort, wo er seine Gedichte vortrug, eine Stimmung heiterer Gelassenheit erzeugte. Unvergessen seine Lesungen bei der deutsch-tschechischen Autorenreise im Herbst 1990, die von München über Regensburg, Karlsbad und Pilsen bis Prag und Königgrätz führte, seine Stimme beim Fest der Freien Künste 1998, als er in der zerstörten Kirche des militärischen Sperrgebiets von Südböhmen las, oder seine „Brudergedichte“ mit

Rudolf Mayer-Freiwaldau, die er in tschechischer und deutscher Sprache vortrug.

Einmal, als mein Zug in Pilsen hielt, stand Hrubý auf dem Bahnsteig, als ob wir uns verabredet hätten, und nahm diese zufällige Begegnung so selbstverständlich in sein

Staunen auf wie alles, was er betrachtete. Ihn konnte nichts mehr überraschen, weil ihn alles gleich überraschte, selbst die alltäglichsten Dinge. Im europäischen Kulturhauptstadtjahr von Pilsen zeigte er uns in seiner Wohnung Bände mit arabischen, französischen, portugiesischen, englischen, finnischen und ungarischen Übersetzungen seiner Gedichte, so wird seine Poesie gelesen und verehrt.

Nun ist Josef Hrubý im Alter von 85 Jahren gestorben und hinterlässt nicht nur in

Pilsen und in Tschechien eine schmerzhaft Lücke. Jetzt können wir nur noch die Erinnerung wie eine Muschel an das Ohr halten und auf seine Stimme lauschen, die aus den wunderbaren Jahren nach der Samtenen Revolution ebenso wenig wegzudenken ist wie die Reden von Václav Havel und die „Letzten Worte“, die Ludvík Vaculík in den „Lidové Noviny“ publizierte. Leb wohl, lieber Freund Josef, lieber Pepíček, wir werden Dich nicht vergessen!

Peter Becher (KK)

KK-NOTIZBUCH

Im Rahmen der 10. Deutsch-Polnischen Medientage, die in diesem Jahr das Thema „Neue politische Realitäten – Folgen für die deutsch-polnischen Beziehungen“ diskutieren, wurden im Weingut Winny Dworek bei Grünberg die Sieger des Wettbewerbs um den **20. Deutsch-Polnischen Tadeusz-Mazowiecki-Journalistenpreis** geehrt. Der Preis ist mit jeweils 5000 Euro dotiert und richtet sich an alle deutschen und polnischen Journalisten. Geehrt werden Beiträge, die zu einem besseren gegenseitigen Verständnis zwischen Deutschland und Polen führen. Von insgesamt 133 Einsendungen wurden 24 Beiträge in den Kategorien Hörfunk, Fernsehen, Journalismus der Grenzregion, Print nominiert.

Seit dem 9. Juli ist Oberschlesien auf der Liste des **Weltkulturerbes Unesco** vertreten. Bei seiner Beratung in Krakau beschloss das Unesco-Komitee, dass das historische Bergbauensemble in **Tarnowitz** (Tarnowskie Gory) nun in die erste Liga der Welt-Sehenswürdigkeiten

aufgenommen wird. Im 18. Jahrhundert gehörte Tarnowitz zu den wichtigsten Industriezentren in Mitteleuropa. Hier wurde die erste Dampfmaschine in diesem Teil des Kontinents in Betrieb genommen, die später auch Johann Wolfgang von Goethe bestaunte.

Andrzej Czaja, der Bischof von Oppeln, hat ein **Deutsch-polnisches Zentrum für Bibliotheken, Medien, Kultur und wissenschaftliche Forschung** in der Szpitalna-Straße 7a in Oppeln ins Leben gerufen. Dazu gehören die Joseph-von-Eichendorff-Zentralbibliothek, der Verein für Bibliotheken, Medien, Kultur und Wissenschaft, das Zeitschriftenarchiv und ein Amt für die Seelsorge der nationalen und ethnischen Minderheiten.

Das **Donauschwäbische Zentralmuseum Ulm** bietet unter dem Titel „Geschichte lebendig erzählt“ Führungen mit professionellen Schauspielern an.

(KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSDE 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**